Rast' ich, so rost' ich.

Dritter Theil.

Rast' ich, so rost' ich.

Roman aus dem Leben

in 3 Theilen.

Von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Hannover,
Carl Rümpler.
1873.

RBR
Jantz
#112
bd.3

Im Dom.

Es giebt höchst merkwürdige Erscheinungen in der Frauenwelt: Aurora, Fürstin Andrychow-Huttingsfeld, war eine solche; von ihr konnte man mit Wieland sagen: „der Schöpfer tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darein setzte, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen." Liebe war ihre Kraft und ihr Leben und alles Andere wurde für sie erst dadurch wirklich und lebensvoll, daß es in Liebe überging.

Storninghoff war das erste männliche Wesen, welches ihr — sie war damals ja noch fast Kind — Liebe eingeflößt. Diese erste kindliche Liebe begann allerdings, wie jede andere kindliche Spielerei, und würde sich sicher bei tausend anderen Mädchen, nach einer so plötzlichen und gewaltsamen Trennung, rasch verflogen haben, wenn nicht auf der einen Seite Aurora's ganzes Wesen ein so zündbares und leidenschaftliches gewesen wäre; auf der anderen dagegen

das zornige und gehässige Auftreten der stolzen Mutter den ganzen Trotz des Kindes herausgefordert hätte.

Gräfin Huttingsfeld strafte die aufkeimende Liebe der kleinen Comtesse mit solchem Hohn und solch' souveräner Verachtung, daß sich bei Auroren ebenfalls der Stolz hoch aufbäumte und der Geist zornigen Widerspruches, der in jedem Kinde schlummert, geltend machte. Dennoch würde das weiche Herz der jungen Gräfin — eben weil es der Liebe, also auch der Kindesliebe, so offen stand — sich gewiß bald der Mutter wieder zugewandt und ihren Wünschen entsprochen haben, wenn diese nicht ihrem unvernünftigen Stolze auch noch eine abstoßende Kälte, eine künstlich hervorgerufene Gravität und eine mystische Verschlossenheit zugesellt hätte. So verschloß denn auch Comteß Aurora ihre Gefühle und ihre Gedanken in sich, wodurch sich die kleine, kindliche Leidenschaft bald zu einer wirklichen Liebe und thatsächlichen Leidenschaft steigerte.

Das Uebersiedeln der gräflichen Familie nach Wien änderte hierin nichts: des jugendfrischen, schönen und chevaleresken Otto von Storninghoff's Bild blieb hoch aufgerichtet in dem Allerheiligsten des jugendlichen Mädchenherzens thronen; ja es ward demselben ein immer köstlicherer Schatz, je mehr der jungen Gräfin jetzt die Binde von den Augen fiel, und sie die Absicht der Mutter erkennen ließ: ihrem unbegränzten Stolze die Tochter, durch eine Verbindung mit dem alten,

abgelebten und blasirten Fürsten Andrychow zu opfern.

Der alte fürstliche Thor war denn auch schwach genug, sich von der schlauen Gräfin Huttingsfeld-Wallerstein umgarnen zu lassen und reichte Aurora — die in dieser Verbindung eine Befreiung aus den ihr unerträglich gewordenen Fesseln der mütterlichen Herrschaft erkannte und den ergrauten Jugendfreund ihres Vaters gleichsam als ihren eigenen zweiten Vater betrachtete — die Hand. Und so gestaltete sich denn auch in der That das Verhältniß: die schöne, junge und reizende Fürstin bewohnte den einen, der alte gebrechliche Herr Gemahl den andern Flügel des Palastes. Zur Tafel oder in Gesellschaften sah man sich dann wohl; sonst ging jedes der beiden Eheleute — namentlich seitdem der Tod Aurora Vater und Mutter rasch hintereinander geraubt — seinen eigenen Weg.

Die junge, bildschöne Fürstin war dabei der Glanzstern des Wiener Hofes, das Enfant gâté der höchsten Herrschaften und selbst des Kaisers; ja man wußte sich in den Hofkreisen zu erzählen, daß Majestät seinem „kleinen, liebenswürdigen Schelm“ kaum einen Wunsch abschlagen oder eine Bitte unerfüllt lassen könne. Aurora's Liebenswürdigkeit und der von ihr ausgehende Zauber, der alle Herzen im Sturme gewann, war eben die Folge ihres immer heiteren Lebenssinnes und ihres so ganz ungekünstelten schalkhaften Wesens. Schon ihr Blick allein wirkte unendlich wohlthätig auf den

meist viel beschäftigten und so oft unangenehm berührten Herrscher ein, da in der kindlichen Seele der jungen Fürstin stets ein heiteres Bild des Lebens stand. Die Klarheit und Fröhlichkeit, die aus ihren Blicken sprachen, verklärten dabei ihr ganzes Wesen, so daß auch der Mißmuthigste ganz unwillkürlich in diese Stimmung hineingezogen wurde. Ist es doch eine alte Wahrheit: daß, wenn Sorgen, verwickelte Arbeiten, mißlungene Unternehmungen und unüberwindliche Hindernisse uns alle Lust am Leben verleidet haben, uns die Unbefangenheit, womit eine lebenslustige Frau über dasselbe hingeht, — die leichte Fassung, womit sie Alles beurtheilt, — die Harmonie, worin sich ihr Alles darstellt, — die neckische Leichtigkeit, womit sie sich über Alles dieses hinwegsetzt, mit dem Leben aussöhnt.

Die junge Fürstin war dabei ein wahres „Lebegenie". Die Gesellschaft nivellirt Alles; sie kann in ihrem Kreise nur dulden, was ihr nie widerspricht, sich ewig fügt, ewig schmiegt, jeder Narrheit oder Mode des Tages huldigt, nur glänzen und genießen will. Fürstin Aurora brachte Witz und Salz in diesen, für Menschen von Geist sonst unerträglich nichtssagenden, für blasirte Menschen namenlos langweiligen Teig, sie war das fermentirende Element: sie widersprach, sie fügte sich so leicht in Nichts, sie war ein kleiner Geist des Widerspruchs, — — und das war neu, und gefiel deshalb, — — auch that sie dies alles in einer so liebenswürdigen Weise, daß es nirgends

verletzen, sondern im Gegentheile nur reizen und heiter anregen konnte. Auch sie wollte vor allen Dingen glänzen und genießen; aber sie war von dem abscheulichen Fehler frei, allein glänzen und genießen zu wollen und daher — wie es von Damen so oft geschieht — alle Concurrenz zu verachten und zu unterdrücken. Im Gegentheil: die junge Fürstin spornte ein solches Concurriren im Glänzen und Genießen erst recht zu einem muthwilligen, ja oft ausgelassenen Wettstreite an. Hierin lag aber auch für sie die, sonst so seltene Kunst, sich die ganze hohe Damenwelt, trotz ihrer Siege geneigt, ja befreundet zu erhalten. Allerdings wirkte hierbei mit, was an allen Höfen den Ausschlag giebt, die Thatsache nämlich: daß sie der Liebling der Majestät war.

So hatte sich, wenn auch von allen Seiten von enthusiastischen Verehrern umschwärmt, dennoch ihre Kindlichkeit und ihre erste kindliche Liebe erhalten; so war es in der That Wahrheit, daß Otto von Storninghoff ihr Taggedanke und ihr Traum geblieben; — so war denn sie es auch gewesen, die ihn auf allen seinen Wegen geheimnißvoll beschützt: sie, „die kleine Zauberin", der „kleine liebenswürdige Schelm", der der irdischen Allmacht so nahe stand, — dem man ja nichts abschlagen konnte!

Und jetzt — jetzt endlich! war der Jugendgeliebte, mit dem Aurora schon in Frankfurt so schöne Stunden verlebt, nach Wien und in die Nähe der Fürstin zurück-

gekehrt; — jetzt endlich war der Moment gekommen, in welchem sie ihm ihre treue Anhänglichkeit, das Festhalten an ihrer Liebe zu ihm und die Sorgfalt gestehen konnte, mit welcher sie über ihn gewacht und ihn bis zu seiner jetzigen Stellung geführt hatte.

Dies alles war denn auch geschehen, als sich beide bei dem Feste des Kriegsministers an dem verschwiegenen Orte, der hinter Felsen verborgenen Blumenlaube, gefunden hatten. Welche selige Stunde verlebten Storninghoff und Aurora hier im Austausche ihrer Empfindungen und ihrer Erlebnisse. Wie natürlich schlugen bei dem leidenschaftlichen jungen Manne die bisher unter Kohlen und Asche verborgenen Flammen jetzt wieder himmelhoch auf. Vergessen war für Beide, was zwischen ihrem ersten Zusammentreffen im Huttingsfeld'schen Garten zu Frankfurt und jetzt lag, und Storninghoff jauchzte nur im Zauberrausche des erneuten Liebesglückes:

„Wie oft hab't ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen!
Wenn, hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.
Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!"

Lag darin doch eine süße liebe Erinnerung, die beide in einer heißen, glücklichen, langen Umarmung feierten.

Heute nun fand sich — der gestrigen Verabredung zu Folge — Major von Storninghoff in dem Palaste des Fürsten Andrychow-Huttingsfeld ein, und wurde von Aurora dem Gatten als ein Jugendfreund aus der Zeit ihres Aufenthaltes in Frankfurt am Main vorgestellt. Die Fürstin that dies mit der Gleichgültigkeit und Nonchalance einer großen Weltdame, während der Fürst, an solche Vorstellungen gewöhnt, und blasirt wie er war, den jungen Offizier kaum eines Blickes würdigte. Und doch war dies ausgelebte, ausgebrannte und verkohlte Herz durchaus nicht von Eifersucht frei, nur suchte es die Veranlassung dazu an einem weit höheren Orte. Leidenschaften sind am fürchterlichsten — für den Träger oft dämonisch schön — wenn sie im Alter aufflammen, wo sich schon die Ohnmacht mit ihnen mischt. Dann gesellt sich ihnen der süß-verzweiflungsvolle Genuß der Empfindung des Spielers, der seinen letzten Satz wagt. Aber auch das war für den Fürsten vorüber; seine Eifersucht konnte eigentlich nur noch seine Stellung, gegenüber der Welt, berühren. Gefährlich bleibt es indeß immer den schlummernden Löwen zu wecken.

Aber welch' götterschöne Zeit lag nun — ausgebreitet wie ein Paradies voll Sonnengold und Lichtesglanz — vor Storninghoff und Aurora. Die junge schöne Fürstin zeigte sich indeß auch hier in ihrer schelmischen Eigenthümlichkeit: die Untreue des Herzens ohne Untreue der That galt ihr für Nichts; übrigens

spielte ja das Herz bei ihrer Ehe auch gar keine Rolle. Der Major dagegen verging fast in der Gluth seiner Leidenschaft. Aurora ward ihm zum Räthsel. Die eigenthümliche Lebensweise der beiden Gatten — welche die Ehe fast nur zum Schein machte — stellte ihrem häufigen Zusammenkommen, auch im eigenen Palaste des Fürsten, nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg; der Fürst lebte in seinem Flügel seinen Gewohnheiten, die Fürstin im anderen Flügel des Palais ihren Neigungen; diese Neigungen ordneten sich aber jetzt, da der Jugendgeliebte wieder in ihre Arme zurückgeführt war, der Liebe zu diesem, zum großen Theile wenigstens, unter. So schüttete sie Stunden der Seligkeit über ihn aus, und brachte ihm Tage der Qual durch die auferlegte Zurückhaltung. Zürnte er darüber, lachte sie ihn schelmisch aus, oder tröstete ihn mit den Worten: „Freuden sind unsere Flügel, Schmerzen unser Sporn. Wir sind ja glücklich in unserer Liebe!“

Und sie waren es ... zu Hause und nach außen. Major von Storninghoff durfte die Fürstin — wenn sie sich nicht zu Hof oder zu sonst einer hohen Persönlichkeit begab — im Wagen begleiten. Die Fürstin Andrychow-Huttingsfeld war ja ohnedem gewohnt, zu thun, was ihr beliebte, ohne sich um das zu kümmern „was die Leute sagten“. Kannte man sie doch in den Sphären, in welchen sie sich bewegte, als ein ausgelassenes, schelmisches Kind und so nahm man denn

auch ihre Extravaganzen hin. Ohne eine „Puppe“ konnte das schöne fürstliche Kind eben einmal nicht sein. Wien sagte: „Jetzt ist der hübsche Major ihre Puppe!“ Da sie aber bei ihren Extravaganzen gegen alle Uebrigen liebenswürdig, offen und herzlich verblieb, vergab man sie ihr und lächelte darüber.

Storninghoff schwelgte in Seligkeit! Aurora hatte sich capricirt den Jugendfreund vor allen Dingen mit Wien, der schönen Kaiserstadt, bekannt zu machen. Täglich zu einer bestimmten Stunde fuhr sie daher mit ihm aus; heute ging es nach dem Dom.

„Nach dem Dom!“ — lispelte ihr schöner Mund dem Kutscher beim Einsteigen zu: „Nach dem Dom!“ flüsterte fünf Minuten später ein schwarz gekleideter Herr mit einer wahren Mephistophelesmiene dem Fürsten in's Ohr.

Ja! der Dom zu Wien!

Welch' tiefes Summen! Die Luft erzittert von einem dumpfen, langgezogenen Ton! Es ist wie eine gewaltige, überall hörbare Stimme aus dem Jenseits, — eine Stimme, die, keineswegs durchdringend oder gellend, dennoch das wüste Lärmen der Straße, das Schreien und Rufen der durcheinander wogenden Menge, das Gerassel der unzähligen Wagen übertönt!

„Was ist das?“

„Es ist die Glocke von St. Stephan!“

Ein Klang, so herzergreifend, so markerschütternd, den man gehört haben muß, um sich eine Vorstellung davon zu machen.

Der „Flaneur", der den Graben entlang „bummelt", bleibt einen Moment stehen und lauscht. „Aha!" — sagt er — und geht weiter.

Der Millionär, der in seiner feinen Equipage in den Prater fährt, blickt in die Höhe und verzieht seine Miene zu halb spöttischem, halb traurigem Lächeln. Er hat die Mahnung verstanden. Aber die Pferde jagen pfeilschnell dahin. Niemand hat es bemerkt.

Die stolze Modedame horcht auf und denkt: „Ist etwa eine große Leichenfeierlichkeit? Daß man doch auch immer an den Tod erinnert werden muß!" Und sie rauscht am Dome vorüber.

Das lockere Kind der Straße fühlt eine Sekunde lang einen drückenden Schmerz im Herzen. Es erinnert sich vielleicht an eine Zeit, wo es noch fromm und unschuldig war und an den Schutzengel glaubte, der es bewache!

O Sekunde, inhaltreich wie die Ewigkeit, das Gericht des Herrn bergend.

„Vorbei!" Vorbei!"

Der moderne Faust, in seinem Studirzimmer, brütend über einer Wissenschaft, die mit dem frommen Glauben nichts gemein hat, ruft mit seinem Meister:

„Was sucht ihr, mächtig und gelinde,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!"

Diejenigen aber, die zu jenen Sphären noch zu streben wagen, „woher die holde Nachricht tönt, denen „ein Gebet noch brünstiger Genuß ist" — — sie mögen mit uns eintreten in das heilige, ahnungsvolle Düster des Domes.

Es ist ein prachtvoller Anblick, wenn bei großen Feierlichkeiten das Riesenthor der Stephanskirche geöffnet ist und man Hunderte von Lichtern auf goldenen Lüstres schimmern sieht, welche das magische Halbdunkel des ehrwürdigen Gotteshauses nur noch mehr hervorheben. Besonders schön ist der Dom am Frohnleichnamstage. Da prangen die altersgrauen Hallen im reichsten Festschmucke. Die Altäre sind mit Blumen geziert, schwere, kunstreich gewirkte Teppiche bedecken die Wände. An diesem Tage concentrirt sich aber auch alles Leben der Residenzstadt an dem einzigen Punkte; die geistlichen und weltlichen Behörden, alle Würdenträger des Reiches, was durch Macht, Ruhm und Reichthum hervorragt, es findet sich zusammen im Bereiche des — — Domes. Das Frohnleichnamsfest ist ja — vom Standpunkte des Katholicismus aus betrachtet — die Manifestation der Allgemeinheit der Kirche, ihrer Weltbürgerlichkeit, ihrer Macht nach Außen. Das hoch-

würdigste Gut wird auf die Straße getragen, damit Alle Theil nehmen können an seiner Verherrlichung.

Welch' ein Zug, der sich an diesem Tage vom St. Stephansdome aus durch die Kärnthnerstraße über den Mehlmarkt nach dem Lobkowitzplatz, dann über den Michaelerplatz, Kohlmarkt und Graben wieder zurück nach dem Stephansplatze bewegt!

Militär in vollster Parade bildet die kriegerische Eskorte. Klingende Musik, Gewehrsalven; so oft die Prozession an einem der vier im Freien aufgestellten Altäre anlangt, Kanonendonner! Schaaren von weißgekleideten, blumengeschmückten Mädchen, welche Rosen auf den Weg streuen, — die Schulkinder mit ihren Standarten, — die Studirenden, — die Innungen mit ihren großen Fahnen, — die verschiedenen städtischen Corporationen, der Magistrat, die Mitglieder des kaiserlichen Hofstaates, die Kaiserin im vollsten Glanze ihrer Schönheit und zauberhaften Anmuth, begleitet von ihren Ehrendamen und Edelknaben, die Herren Erzherzöge, der Monarch in Galauniform, geschmückt mit den Abzeichen seiner erhabenen Würde! Lieder und kirchliche Musik, Lichter und Fahnen, eine unzählige Menge von Welt- und Ordensgeistlichen, sämmtliche Pfarrer von Wien, jeder an der Spitze einer kleinen Prozession, der „Himmel", und unter demselben, umgeben von zahlreicher Assistenz, der Kardinal-Fürsterzbischof, die von Gold und Edelsteinen strahlende Monstranze tragend! Und dabei eine unermeßliche

Menge von Menschen, die an dem Zuge selbst nicht betheiligt sind, alle Plätze und Straßen, eigens zu diesem Zwecke errichtete Tribünen, alle Fenster, ja sogar die Dächer der benachbarten Häuser füllend — — das ist die Frohnleichnamsprozession in Wien, deren Mittelpunkt der alt-ehrwürdige Dom ist.

Die gewaltige Orgel braust — ein musikalischer Sturmwind — daß die fünfhundert Jahre alten gothischen Säulen erbeben und die Menge der Andächtigen sinkt auf die Kniee, den letzten Segen zu empfangen!

Denken wir der großen und erhebenden Feierlichkeiten, der Cardinalsämter, des heiteren Pfingstfestes mit seinen Firmlingen; dann wieder der tief ernsten Charwochenceremonien; der großen Trauermessen und Leichenfeierlichkeiten, so erhalten wir ein erhabenes Bild eines großartigen, mächtigen Lebens, das sich an den Dom knüpft und das mit dem Leben „draußen" Nichts gemein hat.

Wenn es ein Dichter unternähme, wie Victor Hugo in seinem „Quasimodo", den Geist des St. Stephansdomes mit einem Körper zu umgeben, — — wie müßte dieser beschaffen sein? Es müßte eine Gestalt sein, die geeignet wäre, die Geschichte eines halben Jahrtausends zu repräsentiren. Wahrhaftig eine Aufgabe, eines Dante würdig!

Auf dem Grunde der alten, aus dem zwölften Jahrhundert stammenden romanischen Pfarrkirche wurde der Wiener Dom in der Zeit von 1359 bis 1510 erbaut. Den Grund zum Chor legte Herzog Albrecht II.,

der Lahme, im Jahre 1340, zum Langhause der ehrgeizige und geistreiche Herzog Rudolph IV., der Stifter, im Jahre 1359.

Ursprünglich sollte der Bau durch zwei gleiche hohe Riesenthürme abgeschlossen werden. Bisher ist jedoch nur einer vollendet; es ist der weltbekannte St. Stephansthurm, der höchste Thurm auf deutscher Erde.

Wer es unternimmt, die Hunderte von Stufen hinanzusteigen, die, von der Vorhalle der Katharinenkapelle aus, auf den Thurm führen, der erblickt die große Glocke, die, 354 Centner schwer, im Jahre 1711 aus 180 eroberten türkischen Kanonen gegossen wurde. Von der Thürmerwohnung aus bietet sich ihm dann auch eine großartige Aussicht auf das Häusermeer der Residenz, auf die Umgebung Wiens, auf die Insel Lobau, auf die Schlachtfelder von Aspern, Wagram und Eßlingen. Hier beobachtete der edle Rüdiger von Starhemberg im Jahre 1683 die sich nahenden Türken. Im October 1848 stand hier der unglückliche Kommandant der Wiener Nationalgarde, Wenzel Messenhauser, nach dem ungarischen Entsatzheere spähend. Dieses kam jedoch nicht, wohl aber Windischgrätz, und — Messenhauser wurde im Stadtgraben erschossen!" *)

Der Dom war heute überfüllt. Man feierte ein Todtenamt für den erblaßten Stammhalter eines erlauchten Hauses. Die Kirche war der Trauerfeier entsprechend

*) „Die Kaiserstadt an der Donau."

dekorirt, die Altäre, Säulen und Wände mit schwarzem Tuche behangen und mit dem Wappen des Erblichenen versehen. Das Riesenthor war gleichfalls mit schwarzem Tuche dekorirt. Den prachtvollen Katafalk, von zahllosen Kerzen erleuchtet, überragte ein Baldachin.

Auch Fürstin Aurora war heute in Schwarz gekleidet, was ihr vorzüglich stand. Den Major an der Seite durchschritt sie jetzt den ungeheueren, über 300 Fuß langen Raum der Kirche, die mit ihren 38 Altären, zahlreichen Grabmälern und prachtvollen Glasmalereien einen imponirenden Eindruck auf Storninghoff machte. Wunderbar berührte sie dabei der Gedanke, daß der ganze Riesenbau auf mächtigen Gewölben, fünf Stockwerke tief, ruhe; von welchen die drei unteren nie geöffnet werden, die zwei oberen aber Todtengrüfte enthalten.

Aus Liebesseligkeit und dem Taumel rauschender Lustbarkeiten und Freuden so mit einemmale in das Reich des tiefsten Ernstes und des Todes geschleudert, fühlte sich der junge Mann in der That erschüttert. Auch Aurora war dies — obgleich Protestantin und aus einer protestantischen Familie stammend; — aber diese Erschütterung ihrer Nerven war ihr ein Genuß, ein wohlthätiges Gefühl sogar: es berührte sie fremd, neu! — es war ihr ein Auftauchen aus dem Meere der alltäglichen Zerstreuungen und gewohnten Vergnügungen. Sie faßte den Arm des Majors und drückte ihn fest an sich; das Gewühl und der Strom

der Hereinkommenden und sich Vorwärtsdrängenden würde sie auch sonst wohl auseinander gerissen haben.

Jetzt mit einemmale flog der Sturm der Orgeltöne auf; er brauste wie die Posaune des jüngsten Gerichtes durch die hohen, gewaltigen Hallen des Domes, dieses prachtvollen Denkmales gothischer Baukunst.

Warum sich nur, in nicht weiter, aber immer gleichmäßiger Entfernung, hinter der Fürstin und Storninghoff ein Mönch in brauner Kutte hindrängt! — — —

Die Feier hat begonnen: Se. Eminenz, der Kardinal-Fürsterzbischof — ein Freund des Verblichenen — celebrirt das Todtenamt. Von geistlichen Würdenträgern sind noch zugegen die Prälaten von Melk, von den Schotten in Wien, von Göttweig und Klosterneuburg.

Die Fürstin hat sich mit Storninghoff in eine der Nebenkapellen begeben, wo beide, unbeachtet von der Menge, dicht neben einander knieend, den herrlichen Klängen des Mozart'schen „Requiems" lauschen.

Sie hören die Töne; . . . aber die Klagen der Trauer und des Schmerzes werden ihnen zu namenlos seligem Hinhauchen der Liebe.

Sie beten; . . . aber ihre Gedanken beschäftigen sich nicht mit Gott . . . nicht mit der Ewigkeit; . . . sie schauen sich einander, halb zugewandt, an und ihre Gedanken und Gefühle zerfließen in einem Hochgebet, in einem Aufjauchzen der Liebe!

Aus dem Schiff der Kirche, — hoch von der Orgel

herab, ertönt es: „Requiem aeternam dona eis domine! et lux perpetua luceat eis.“

„Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie.“

In Aurora's Brust aber jauchzte der Gedanke auf: „Ich lebe noch, Dank Dir Allmächtiger! ich lebe noch in der Fülle der Jugend und des Lebens; vollstes, strahlendes, erwärmendes Licht leuchtet mir in seiner Liebe.“

„Te decet hymnus, Deus in Sion, et tibi reddetur votum in Jerusalem,“ — intonirt es — „Dich preiset die Hymne, o Gott, in Zion und Gelübde werden erfüllt in Jerusalem!“

„Herr!“ — ruft es in des jungen Mannes Herz — „nimm mein überglückliches Jauchzen als ein Gebet des Dankes und ein Gelübde ewiger Treue!“

„Exaudi orationem meam, ad te omnis caro veniet“ — scheinen Engelstimmen vom Chore aus zu rufen — „Erhöre unser Gebet, alle Sterblichen erscheinen vor Dir!“

Und, eine Thräne des Entzückens und der Seligkeit im Auge, schmiegt sich Aurora sanft an den Geliebten.

„Requiem aeternam dona eis domine! et lux perpetua luceat eis!“ — „Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie!“

Die Töne verhallen, ... das geheime Aufjauchzen der Glücklichen hat Niemand gehört; draußen im Schiff

der Kirche Todtenfeier, ... hier ein Himmelsfest der Liebe ... unbemerkt, ungesehen — — nur ein armer Mönch im braunen Kleide seines Ordens kniet unweit der Kapelle und verrichtet still seine Andacht.

Und das Lacrymosa ... dieser herrliche Sang der Thränen — das Eindringlichste was die Welt unter allen kirchlichen und profanen Chören besitzt, der — mächtiger wie alle andere Zerknirschung und Schrecken den höchsten Schmerz, das höchste religiöse Flehen ausdrückt, wie steigerte es noch die Gefühle der Glücklichen. Sie waren Andere! Den sonst so leichtsinnigen jungen Mann erfaßte in diesem großen Momente der ganze Ernst des Lebens; — — das sonst so neckische Kind war mit einemmale sich seiner wahren, tiefen, dauernden Liebe bewußt. Es kam über Beide wie ein Hauch Gottes; sie reichten sich die Hände, drückten sie warm und innig und lispelten: „Auf ewig!"

Der Gesang verstummte, ... der Dom entleerte sich!

Die Entdeckung.

Die Sonne, die heute hell und erquickend scheint, bleibt dieselbe, wenn sie auch der kommende Morgen, von Nebel umhüllt, kaum zu sehen vermag. Nur im Kampfe liegt sie dann mit den kaltfeuchten Ausdünstungen der Erde, die schwerfällig aufsteigen und in ihrer Verwegenheit den Lichtstrahlen den Zutritt zu der Welt nicht gönnen wollen. Aber das erhabene Gestirn des Tages geht ruhig seine Bahn, und, seiner Kraft erliegend, fallen die Nebel, wie beschämt, zur Erde nieder und zeigen die lichte Königin in ihrem vollsten Glanze. So siegt auch der Geist des kräftigen Menschen über die Schwächen seiner Natur, die ihn zeitweise verdunkelt, seine Herrschaft scheinbar aufgehoben haben und geht aus dem Kampfe mit neugewonnener Kraft und Festigkeit hervor.

Nachdem die Aufregung sich gelegt, welche ein bisher unbekanntes Gefühl in Storninghoff's Seele geweckt; nachdem ihm klar geworden, daß eben dieß

Gefühl die wahre Liebe sei — nicht jene flatterhafte, oberflächliche, rein sinnliche Liebe, der er bis dahin allein gehuldigt — und nachdem er endlich das Ziel dieser Liebe gefunden und sich bewußt geworden war: daß er einzig in der Befriedigung dieser Liebe glücklich werden könne — fühlte er, daß ihn ein eigenthümliches frisches, verjüngtes Leben durchströme. Der bisherige Leichtsinn war einem fröhlichen Lebensmuthe, einer wunderbaren Zuversicht und männlichen Erhebung gewichen; das Leben hatte in seinen Augen mit einemmale, außer dem allgemeinen Zweck — eben nur zu leben — auch einen besonderen für ihn gewonnen: sein Herz und seine Seele hatten endlich in der That gefunden, was sie auf tausend Irrwegen bis dahin vergebens gesucht.

Deuchte es ihm doch, als ob durch diese Liebe ein Feuer in seinem Innersten entzündet worden sei, welches ihn durch seine wohlthätige Gluth erwärme und zugleich seinen Geist erhelle. Er fühlte sich mit einemmale wie umgewandelt: ein neuer besserer Mensch.

Auch Aurora war etwas überkommen, was ihr bis dahin fremd gewesen: eine gewisse Tiefe des Gefühls. Es war, als ob die Strahlen ihrer Liebenswürdigkeit, die von ihr nach allen Seiten ausgingen, sich wieder in ihr, wie in einem Brennpunkte, sammelten. Sie gewann dadurch noch unendlich an Reiz. Bisher schien sie immer, wenn auch nach Außen hin verheirathet, noch ein Kind — ein liebenswürdiges, aber verwöhntes

Kind — zu sein; jetzt gesellte sich ihrem Wesen noch der Zauber einer gewissen Bräutlichkeit. Es sprach sich entschieden aus, daß sie in Hugo von Storninghoff, dem Geliebten ihrer zartesten Jugend, den Schwerpunkt ihres Lebens gefunden habe. Damit aber mäßigte sich auch ihr übertriebenes Haschen nach rauschenden Vergnügungen und glänzenden Zerstreuungen einigermaßen.

Wenn eben nur Eines nicht gewesen wäre: der alte Fürst, — ihr Gemahl. Zwar kümmerte sie sich jetzt so wenig um ihn, wie früher; aber was früher kaum geschehen, es drängte sich ihr jetzt der Gedanke auf: daß er ein lästiges Hinderniß ihres wahren Glückes sei. Sie hatte bis dahin ihr Glück lediglich in Glanz, Pracht, kindlich-heiterem Coquettiren mit Gott und der Welt und rauschenden Genüssen aller Art gesucht; dies alles konnte ihr nur der Fürst, vermöge seines ungeheueren Reichthums und seiner Stellung nach außen hin, bieten; nicht so, was jetzt ihr Herz suchte.

Ein noch größerer Anstoß war diese Ehe indeß für Storninghoff: sie knickte geradezu die Blüthe seines Glückes und trat sie in den Staub. Der Fürst war alt, kränklich, im höchsten Grade abgelebt; aber konnte er, ungeachtet dessen, nicht noch lange leben? und selbst für den Fall seines Sterbens — — — drängte sich zwischen ihn, den schlichten Major, und Aurora, die Geliebte seines Herzens, nicht eine Fürstenkrone?

Indeß dies alles waren Sorgen der beiden jugend-

lichen Herzen; über ihre Lippen war bis jetzt noch kein Wort in dieser Beziehung gekommen. Dagegen lief bei Storninghoff manchmal ein anderer Wolkenschatten über die sonst so sonnenhelle Flur seines jetzigen Daseins; aber auch hier bedurfte es nur einer Stunde, in Aurora's Nähe zugebracht, und der Hauch liebenden Vertrauens hatte die Wölkchen verscheucht!

Und doch stiegen für die beiden Glücklichen schwarzeschwere Gewitterwolken, dumpf knurrend, an dem fernen Horizonte auf. Fürst Andrychow war seit einiger Zeit ungemein gereizter Natur. Das außerordentlich huldvolle Verhältniß des Monarchen mit seiner jungen reizenden Gattin hatte dem alten blasirten Fürsten schon lange und schon oft Sorgen gemacht; aber der angeborene Servilismus ließ sie nicht aufkommen, noch weniger laut werden, zumal man ihn selbst an höchster Stelle auf die liebenswürdigste Weise mit Gnaden und Gnadenbezeugungen geradezu überhäufte. Die Sonne der Majestät ist übrigens auch für ächt aristokratische Augen so blendend, daß alles, was die Majestät sonst umgiebt, für sie verschwindet.

Ein anderes war es mit dem hübschen und blühenden Major von Storninghoff, der, wie es schien, ganz außerordentliche Gnade vor den Augen der schönen jungen Fürstin gefunden hatte. War Fürst Andrychow auch daran gewöhnt, seine liebenswürdige Gattin stets von einem ganzen Schwarm Verehrer umgeben und fast angebetet zu sehen, so ließ ihn seine entsetzliche

Blasirtheit kaum Werth darauf legen. Ein solches Treiben ist man ja in den Sphären der hohen Aristokratie und namentlich an Höfen gewöhnt: es gehört hier zum bon ton, zu den pikanten Nüancen des Lebens und wird zumeist von Mann und Frau gegenseitig respectirt. Etwas ganz anderes war es aber mit dem Major, der in diese Sphären durchaus nicht gehörte. Und . . . . derartige Jugendfreunde . . . . .

Eifersucht ist bei abgelebten Ehemännern das Kind der eigenen Blasirtheit; sie, die selbst den Donnerer auf dem Gipfel seiner Macht beschränkte, hat tausend Augen, ob sie gleich die blinde Tochter Amors ist und weit weniger Liebe, als das Gefühl einer gewissen physischen Schwäche und — vielleicht — den wahren oder vermeintlichen Ehrenpunkt zur Grundlage hat. Othello sagt:

— — — „Oh, the curse of marriage!
That we can call these delicate creatures ours,
And not their appetites!“ *)

Fürst Andrychow war — wie oben gesagt — seit einiger Zeit ungemein gereizter Natur. Der Major von Storninghoff wirkte gewissermaßen wie eine gute und kräftige Medizin auf ihn ein; zu Gesicht bekam er denselben fast nie; aber schon wenn er von ihm

*) „Oh der Ehe Fluch!
Daß wir die zarten Wesen unser nennen
Und ihr Gelüste nicht!“

hörte, entriß ihn dies seiner früheren Apathie; freilich trat alsdann eine solche Gereiztheit an deren Stelle, daß kaum mehr mit ihm umzugehen war.

Wunderbarerweise fuhr der Fürst jetzt oft nach dem Kriegsministerium; nicht um mit dem Kriegsminister zusammen zu treffen; wohl aber besuchte er dann die Kanzelei des Secretariats, in der er oft lange Zeit verweilte. Hätte ein diplomatischer Agent wissen können, welche bedeutende Summen Geldes Fürst Andrychow alsdann oft in seinem Portefeuille mit sich führte, ohne daß sie ihn wieder herausbegleiteten, er hätte Verdacht wegen politischer Agitationen schöpfen können. Aber ... Andrychow und Politik!

Ja sonst! sonst! ... aber jetzt, wo der Geist eines gewissen Majors täglich in seinem Palaste umging — — —

„O Herr, mein Gott, ich bitte dich,
Verhängst du Trübsal über mich,
So will ich, wie du willst, verderben,
Nur — — laß mich nicht mit Hörnern sterben!"

Fürst Andrychow war eben wieder aus dem Kriegsministerium zurückgekehrt. Er sah fahl wie der Tod aus. Die Furchen seiner Stirne hatten sich dicht zusammengezogen und gaben dem Antlitz, auf welches ein wild durchstürmtes Leben sein „Mene, mene, thekel, upharsin!" geschrieben, einen entsetzlich düsteren Ausdruck.

Den linken Arm auf eine Lehne des Sessels, den

Kopf auf die Hand gestützt, starrte er finster vor sich hin, als wolle er den prachtvollen Teppich, der den Fußboden bedeckte, durchbohren. Der rechte Arm hing schlaff an seiner Seite herunter; der Oberkörper war, wie geknickt, in sich zusammengesunken und zeigte so den fast ganz kahlen, nur noch von wenigen grauen Haaren bedeckten Schädel. Es lag etwas Bemitleidenswerthes in der ganzen Figur dieses Mannes, obgleich er ungemein fein und sorgfältig gekeidet war, ein großer, in Brillanten funkelnder Orden seine Brust zierte und das fürstliche Wappen, welches auf der Rückseite den Fauteuil überragte, den hohen Rang verkündete, der ihm zukam.

So saß Fürst Andrychow bewegungslos; nur zeitweise lief ein nervöses Zucken über die verlebten Züge, wie das Blitzen eines fernhin ersterbenden Gewitters.

Alles war still und lautlos ringsumher. Die schweren rothseidenen Vorhänge, die bis auf den Boden reichten und die feinen, reich drapirten Spitzenvorhänge fast ganz bedeckten, ließen nur spärlich das Licht des Tages ein; so daß die riesigen Ahnen-Bilder des fürstlichen Hauses, ernst und stolz aus ihren breiten, goldenen Rahmen blickend, die scharf auf der dunkelrothseidenen Tapete hervortraten, einen unheimlichen Eindruck machten, der noch durch die, rings auf Consolen aufgestellten Statuen römischer Kaiser aus weißem Marmor erhöht wurde. Auch der große runde Tisch aus Marmor-Mosaik — ein Prachtstück Florentiner

Arbeit — trug dazu bei, dem ganzen Gemache etwas Finsteres und Kaltes zu geben.

„Also auch in St. Stephan — im Dom — ein Rendez-vous!“ murmelte der Fürst vor sich hin — „in einer Nebenkapelle, wo beide unbeobachtet von der Menge waren.“

Er biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten.

„Und neben einander knieend! o Schlange, o Schlange!“

Ein leiser Schrei entfuhr ihm, während der eine Arm nach dem Beine langte und hin und her strich. Sein altes böses Uebel, die Gicht, machte sich geltend. Eine Pause trat ein.

„Und“ — lispelte Andrychow dann weiter — „schauten sich einander halb zugewandt an. O! mein Mönch versteht es gut, zu spionieren — — — wie er es verstanden hat, dir, kleine schöne Schlange, zu dienen, aber — — —“

Hier lachte der Fürst mit einer wilden Verzweiflung auf:

„Fürst Andrychow weiß noch besser zu bestechen, als du!“

Wieder schwieg der alte hinfällige Mann, während sein Nervenzucken die Muskeln seines Gesichtes in erschreckende Bewegung setzte.

„Und drückten sich beim Aufstehen die Hände, indem sie sich gegenseitig mit Blicken verschlangen! Tiens, mon ami! voilà du roti, enfin nous sommes au fait!“

Stille herrschte in dem Gemach.

„Ich war ein Narr," — tönte es dann wieder leise — „daß ich mich von der alten stolzen Gräfin fangen ließ! — — — Aurora konnte meine Tochter sein; — — — aber sie war so schön, so schön und reizend! — — und — — gab sich wie ein Kind!"

Das Haupt des Fürsten sank tiefer in seine Hand. — „Ich nahm wirklich Theil an ihr, wie ein Vater an seiner eigenen Tochter. Wollte ich mehr von ihr, als Dankbarkeit? — — Ueberhäufte ich sie nicht mit den kostbarsten Geschenken? — war mir nicht jeder, jeder ihrer Wünsche Gesetz? flog ich nicht, sie zu erfüllen, so überspannt sie oft waren? — Bei Gott! ich hätte dafür schon verdient, wenigstens einige Aufmerksamkeit, — hie und da nur ein kleines Entgegenkommen von ihrer Seite zu finden — — — einen freundlichen, dankbaren Blick, — ein Stündchen unschuldig kindlicher Vertraulichkeit! Aber nein! nichts von dem! — — Lachend ließ sie sich meine Freigebigkeit, mein Zuvorkommen gefallen und — — blieb kalt gegen mich in jeder Beziehung."

Es lag etwas Schmerzliches in dem Ton, in welchem die letzten Worte gesprochen wurden. Plötzlich zuckte es wieder gewaltig in den schlaffen Zügen des Fürsten auf. Er fuhr, wie von einer Schlange gestochen, empor.

„Ich war ein Thor!" — rief er dann und seine Stimme zitterte. — „Ich hätte mir es selbst sagen

können, daß es so kommen mußte! Ein Greis wie ich und ein blühendes, lebhaftes, verwöhntes Kind!"

Andrychow wollte sich unmuthig erheben, sank aber mit einem halb unterdrückten Schrei wieder in den Fauteuil zurück. — „Verdammte Gicht!" — murmelte er dabei: — „Wie manchmal hast du mich schon damals gewarnt; — — aber die unselige Gräfin Huttingsfeld wußte immer so schön zu trösten; — — auf Besserung hinzuweisen; — — das Glück vorzumalen, in meinen älteren Tagen einen solchen Engel, wie ihre Tochter, an der Seite zu haben. — — — Schlange! alte gleisende Schlange! möge dir Gott vergeben!"

Der Fürst verstummte. Es war still in dem prächtigen Gemache, wie in einem Grabe.

Die Züge Andrychow's verdüsterten sich mehr und mehr: er dachte an seine und seiner jungen schönen Gattin eigenthümliche Stellung dem Hofe gegenüber. Er dachte an dies — — er dachte an jenes — — — er dachte — — —

„Zur Hölle mit ihm!" — rief er plötzlich aus — „wer kann mich zwingen, ihn in meinem Palais zu dulden? Ich fahre zu Seiner Majestät und bitte — —"

Das Wort erstarb dem Fürsten im Munde: — „Zu Seiner Majestät!" — wiederholte er langsam — „und außerdem — — hast du Beweise für etwas Unrechtes?"

Er schwieg längere Zeit; dann lispelte er, die Hände krampfhaft zusammenziehend: „Ich habe keine — —

aber ich will, ich muß sie haben! — — der Elende muß vernichtet werden, — — er soll meiner Rache als Sühne fallen und sollte sein Fall mich und sie mitbegraben!"

Fürst Andrychow erfaßte rasch die silberne Glocke, die auf einem dicht neben ihm sich befindenden Marmortischchen stand und schellte.

Der Kammerdiener des Fürsten trat ein.

„Baron Oulibicheff noch nicht hier?"

„So eben in den Vorsaal getreten, Durchlaucht," — entgegnete der Kammerdiener mit tiefer und ehrfurchtsvoller Verbeugung.

„Eintreten lassen!" — herrschte der Fürst.

Der Diener verbeugte sich abermals, schritt geräuschlos zur Thür, öffnete sie und der Baron trat ein.

Major von Storninghoff war bei seinem letzten Zusammensein mit der jungen Fürstin Andrychow-Huttingsfeld ernster gewesen, wie bisher. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben, zu dessen Aussprechen es ihn drängte, während die mancherlei ab- und zugehenden Besuche kein längeres, vertrauliches Wort zuließen. Er bat die Fürstin daher: ihm doch für die nächsten Tage irgendwo ein Rendez-vous zu geben, bei welchem er ihr ungestört Wichtiges mittheilen könne. Aurora willigte, ohne das geringste Bedenken, mit Freuden

ein, behielt sich aber vor, Ort und Stunde noch genauer zu bestimmen. Die erwachte Eifersucht ihres Gatten war ihr nicht entgangen; sie fand es für gut, vorsichtig zu sein. Bei ihren früheren tausendfältigen Tändeleien, wäre ihr so etwas nicht in den Sinn gekommen; jetzt aber bewies die auftauchende Vorsicht: daß das Herz thatsächlich mit im Spiel sei.

Die Fürstin berieth sich daher über das wo und wann mit ihrem seitherigen Vertrauten, dem Baron Oulibicheff, der ihr sehr viel zu verdanken hatte und den sie, für seine stete Bereitwilligkeit ihr still und verschwiegen zu dienen, schon mit den kostbarsten Geschenken und sehr bedeutenden Summen überhäuft hatte. Der Baron zeigte sich auch jetzt, wie immer, der liebenswürdigen Fürstin gegenüber, von einer so freundlichen Zuvorkommenheit, daß die hohe Dame ganz entzückt war und ihm die reichsten Ergüsse ihrer Dankbarkeit in Aussicht stellte.

Nach dem Rathe des Baron sollten sich die beiden Liebenden den morgenden Tag auf Schloß „Kronau", einer prächtigen Besitzung des Fürsten Andrychow, treffen, was um so eher und sicherer auszuführen war, als der Gemahl der Fürstin — nach des Barons Versicherung — sich sehr unwohl befand und weder heute noch morgen Aussicht darauf hatte, sein Bett verlassen zu dürfen. Um kein Aufsehen zu erregen, beschloß man zugleich, daß die Fürstin mit einer ihrer vertrauten Gesellschaftsdamen nach „Kronau" fahren,

der Major aber von seiner Wohnung aus in einem Wagen, den zu stellen Oulibicheff übernahm, den Weg zurücklegen solle.

Wohl giebt es in der ganzen österreichischen Monarchie kaum ein prächtigeres und reizend gelegeneres Schloß, als „Kronau"!

Da liegt es, sich spiegelnd in den Fluthen der Donau, welche sich hier in malerischen Windungen ergeht, bis sie oberhalb Wiens sich auf kurze Zeit, fast zu einem See ausbreitet.

„Kronau" ist kein Castell, das sich, wie die alten Burgen des Rheins, auf himmelanstrebenden Felsen ein sicheres Asyl gesucht hat, es erhebt sich nicht gar hoch; aber es ist sehr geräumig und mit verschwenderischer Pracht gebaut: in der That die „Krone" der ganzen „Aue" rings umher.

Die immerhin alten, kolossalen Thürme, die dicken Mauern mit ihren ausspringenden Winkeln, das wellige Blättermeer von mehrhundertjährigen Baumriesen, die ganze imponirende Lage des Schlosses, geben demselben den Charakter anmuthiger, ruhiger Majestät. Das Schloß ist dabei die Herrscherin des ganzen Thalgrundes. Aus den herrlichen Kornfeldern und den wundervollen frischgrünen Wiesen die es umgeben, steigt der Hügel, der es trägt — an beiden Seiten von reizenden Gehölzen eingefaßt — sanft und einladend empor.

Man mag jeden beliebigen Standpunkt wählen

— stets erscheint „Kronau“ in bezaubernder stolzer Schönheit.

Geht man den Fußpfad durch den kleinen Wald, von Süden aufsteigend, hinan, so sieht man einen Theil der Süd- und Ostfronte, an der sich die Zimmer des Fürsten befinden. Hier dehnt sich, dicht unter den Fenstern, die, mit kostbar duftenden Blumen und Blüthen reichlich bepflanzte Terrasse weithin aus. Sie ist mit Recht ein feenhafter Blumengarten zu nennen, welcher einen reizenden Vordergrund zu den alten stattlichen Thürmen bildet. Von diesem Punkte aus macht „Kronau“ — besonders bei Mondbeleuchtung — einen wahrhaft magischen Effect.

Von dem, nach der anderen Seite gelegenen Hügel hat man dagegen eine Totalübersicht über Schloß und Umgebung und der Eindruck der idyllisch schönen und ruhigen Landschaft überwiegt den des Schlosses.

Und was es von Außen verspricht, hält „Kronau“ auch in seinem Innern: es ist, seiner Einrichtung nach, ein wahrer Fürstensitz, bei dem sich die Säle, größeren Gelasse und Zimmer an Pracht und feinem distinctirtem Geschmack überbieten. Dennoch sah es selten seinen Herrn, da es etwas entfernt von der Hauptstadt gelegen und der alte Fürst anhaltendes — und, wie er gewöhnt, sehr rasches Fahren in der letzten Zeit nicht mehr ertragen konnte.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Fürstin Aurora Andrychow-Huttingsfeld an der Seite ihrer

Vertrauten in den Schloßhof einfuhr. Kaum eine Viertelstunde später durchschritt dasselbe Portal ein feingekleideter schöner und jugendlicher Jägersmann. Er mußte nicht weit zu Fuß gegangen sein, denn seine Stiefel und Kleider zeigten keine Spur von Staub; übrigens hatte er ganz das Ansehen eines vornehmen Herrn und ein solcher mußte er doch wohl auch sein, da er — nach vorhergegangener Anmeldung, als Oberhof-Jägermeister von Wolff — von der jungen Herrin des Schlosses mit Artigkeit empfangen wurde.

Freilich verwandelte sich alsdann sofort der Herr Oberhof-Jägermeister von Wolff in den Major von Storninghoff und selbst dieser Entpuppung folgte eine zweite, denn als sich die Gesellschaftsdame der Fürstin entfernt hatte, um das Nöthige für ein frugales Mittagsmahl anzugeben, hörten die Wände des kleinen traulichen Gemaches nur noch den Ausruf: „Aurora!“ und „Hugo!“

Uebrigens gewann das Gespräch der beiden jungen Leute, nach dem ersten herzinnigen Empfang, bald einen ernsteren Charakter.

Storninghoff saß neben der Fürstin, ihre Hand in der seinen haltend und sprach mit Wärme; Aurora blickte ihn freudestrahlend an, während ihre kindlichen Züge Neugierde verriethen und das höhere Roth, welches sie übergoß, das hohe Interesse anzeigte, das sie an den Worten des jungen Mannes nahm.

„Aurora!“ — sagte Storninghoff jetzt und ein

leiser Druck der kleinen zierlichen Hand bekräftigte den Inhalt seiner Rede, — „daß und wie innig und glühend ich dich liebe, weißt du. Es ist fast thöricht, es zu wiederholen, und doch ist es so süß!“

„Nun!“ — rief die Fürstin freudig lächelnd — „so gönne dir den Genuß immerhin; damit ich aber auch etwas von demselben habe, so erlaube mir, dir das Gleiche, wenn auch in einer anderen Sprache, zu bestätigen!“ — und sie neigte ihr Köpfchen mit bezaubernder Liebenswürdigkeit gegen ihn hin und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen. Natürlich blieb Storninghoff nicht zurück, bis Aurora sich leise selbst zurückbog und neckisch rief:

„Heißt das vernünftig sein, wie wir uns beide versprochen?“

„Warum nicht?“ — entgegnete Hugo heiter — „ich glaube, daß in der Liebe überhaupt die höchste Vernunft liegt!“

„Ah! der Herr Major werden Philosoph?“

„Ich wollte es wenigstens sein!“

„Nun, was man ernstlich will, muß man auch ausführen.“

„Das ist die rechte Parole; höre also, theure Aurora: die Feenhände, die mich so wunderbar und mit so entzückender Güte seither geführt und geleitet, haben einen neuen Zauber an mir vollbracht.“

„Ich staune! den Geist der Philosophie auf dich herabbeschworen?“

„So ist es in der That.“

„Also, — philosophire, mein Freund!“

„Nun denn, ich schäme mich meines bisherigen Wesens!“

„Hugo!“

„Ja! sieh, seitdem du, zauberhafte Fee, mich zu dir erhoben hast, ist mir, wie ich dir schon gesagt habe, erst klar geworden, was wahre Liebe ist. Ich fühle, daß ich ein anderer Mensch geworden bin; Thatkraft ist in mir erwacht und so schäme ich mich, bis jetzt noch nicht das Geringste gethan zu haben. Was ich nach außen hin bin, ward ich als ein Spielball des Glücks, oder besser gesagt, durch die unendliche Güte dieser lieben Feenhände. Ist das aber eines Mannes würdig? Ich will von jetzt an in der That Geltung in der Welt erhalten, um deiner würdig zu sein, und nicht mehr allein die Puppe der Launen des Geschickes, — ja nicht mehr, vergieb es mir, holder Engel, blos der Gunst deiner Liebe verdanken, was ich bin!“

Storninghoff schwieg erregt. Die Fürstin sah ihn neckisch lächelnd an; dann sagte sie in komisch schmollendem Tone:

„Also ein Deserteur! Die Rosen-Banden mit welchen ich ihn zu fesseln glaubte, drücken ihn!“

„Was mich niederbeugt, süße Aurora, ist das Uebermaaß deiner Güte und Liebe.“

„Aber ich kenne das Kriegsrecht!“ — rief die

Fürstin und sah Storninghoff mit so schelmischen Blicken an, daß eine dunkle Gluth über seine männlich-schönen Züge lief — „ich werde den Deserteur wieder einfangen und alsdann in um so besseren Gewahrsam bringen."

„Laß mich aufrichtig und ehrlich sprechen, Aurora!"

„Das war wohl noch selten bei dir der Fall, wenn du zu den Füßen Anderer lagst."

„Aurora, habe Gnade mit mir, höre mich ernst an, es ist mir wahrlich schwer und ernst um das Herz."

„Nun," — entgegnete die junge Fürstin, indem sie sich mit scheinbarem Ernste auf dem Divan zurücklehnte — „dir soll Gnade werden, Sünder!"

Aber es lag dabei etwas so Urkomisches und Neckisches in ihren Worten und Geberden, daß selbst Storninghoff in ein heiteres Lachen ausbrechen mußte.

„Du bist unverbesserlich, Aurora!" — rief er aus; allein schon hatten sich die Lippen zweier Glücklichen wiedergefunden und ruhten aufeinander.

„Willst du mich nun hören, mein süßes Kind?" — frug der Major endlich.

„Rede!" — entgegnete die Fürstin in der bisherigen Weise.

„Ich muß durch eigene Thatkraft Achtung vor mir selbst und der Welt gewinnen," — sagte Storninghoff jetzt ernst — „wenn je, so ist nur dies der Weg, — wenn der Gedanke nicht überhaupt zu kühn, zu verwegen ist — einmal deine Hand, Aurora, zu erwerben."

„Ich werde doch einmal wirklich glücklich werden dürfen?“ — entgegnete die junge Fürstin, jetzt selbst ernst. — „Oder glaubst du, daß ich bei all' dem Glanz, der Pracht, dem Reichthum, der mich umgiebt, an der Seite meines Gemahles glücklich sein könnte?“

„Nein!“ — rief Storninghoff mit tiefer Ueberzeugung. — „Indeß . . . .“

„Nur daß mich die gütige Vorsehung bis jetzt ein ausgelassenes, muthwilliges, leichtsinniges Kind sein und bleiben ließ, konnte mir das Leben an Fürst Andrychow's Seite erträglich machen. Ich war gesetzlich seine Gattin . . . der Wahrheit aber nach nur sein verzogenes undankbares Kind, . . . hie und da seine Spielpuppe, die er, in prächtige Kleider und kostbaren Schmuck gehüllt, am Hofe und in den höchsten Kreisen glänzen und brilliren ließ, um selbst einige Strahlen dieses Glanzes aufzufangen. Sein eheliches Glück bestand lediglich in der Schadenfreude, daß Andere ... ihn um seine Puppe beneideten.“

„Aber die Kluft, Aurora, die zwischen dem schlichten Major — der noch dazu ohne alles Verdienst dasteht — und einer Fürstin Andrychow-Huttingsfeld sich dehnt . . .“

„Hugo! Hugo!“ — rief hier die Fürstin wieder heiter lächelnd, — „du leidest an einem schlechten Gedächtniß. Ich werde übrigens froh sein, wenn du alles so gründlich vergessen hast, was dir im Orient

zugestoßen, wie den Sinn des orientalischen Sträußchens, das dich in Wien empfing."

„Nie! nie! werd' ich den vergessen!" rief hier Storninghoff leidenschaftlich: — **„Du bist mein Taggedanken und mein Traum. Meine Anhänglichkeit und Treue trotzen jedem Sturme des Schicksals. Ich schütze dich. Die Liebe muß wagen; aber ihr Lohn ist süß. Ewig halte ich fest, was ich einmal erkoren!"**

Und Storninghoff warf sich der schönen, reizenden, jungen Fürstin zu Füßen und bedeckte ihre zierlichen Hände mit heißen Küssen. Die Fürstin aber beugte sich zu ihm nieder, drückte einen Kuß auf seine Stirne und lispelte: — „Ewig halte ich fest, was ich einmal erkoren!"

In diesem Augenblicke wurde die Flügelthüre des anstoßenden Zimmers mit Gewalt aufgestoßen und bleich wie der Tod, zitternd an Arm und Beinen, aber mit vor Wuth funkelnden Augen stand Fürst Andrychow vor den Entsetzten. Zorn, Haß und Eifersucht hatten dem alten, kranken und abgelebten Mann für den Moment jugendliche Kraft zurückgegeben.

Der Major war aufgesprungen; Fürstin Aurora aber blieb ruhig auf dem Divan sitzen, ihrem Gatten Blicke des Hohnes und der Verachtung zuwerfend.

Kein Wort erfolgte, da dem Fürsten die Stimme im ersten Momente versagte.

„Was soll das, Durchlaucht?" — hub zuerst die

junge Fürstin mit nicht ganz sicherer Stimme an — „Ich bin nicht gewöhnt, überfallen zu werden, auch wenn ich es für gut finde mit einem Freunde meiner Jugend . . .“

In diesem Augenblick wankte der Fürst, das alte Nervenzucken überkam ihn in erschreckender Weise, die Augen fingen an sich convulsivisch zu verdrehen.

Der Major sprang herbei, Hülfe zu leisten; Fürst Andrychow aber stieß ihn mit wüthender Geberde zurück. Zum Glück hatte der Kammerdiener des Fürsten durch die offene Thüre den Vorfall gesehen; er fing den Fürsten in seinen Armen auf.

Doch die Schwäche dauerte nur wenige Minuten.

„Nach der Hofburg!“ — krächzte dann Fürst Andrychow mit heißerer Stimme — „zu Seiner Majestät, dem Kaiser, . . . und im Fluge — — — bei meiner Ungnade — — — au grand galop!“

Und, auf den Arm des Kammerdieners gestützt, schwankte Andrychow der Thüre zu.

Storninghoff und die Fürstin standen vernichtet: „Zu Seiner Majestät, dem Kaiser!“ — jetzt war alles verloren!

Der Vierspänner rollte vor; der Fürst ward in den Wagen gehoben; der Kutscher hieb auf die Pferde und dahin ging es in rasendem Fluge.

Storninghoff und Aurora waren trotz ihrer Betäubung unwillkürlich an die Fenster getreten; plötzlich schrien beide laut auf: in demselben Augenblicke, in

welchem das Viergespann des Fürsten in donnerndem Galopp durch das Thor fuhr, trat ihm eine Zigeunerbande mit Musik, Wagen und Kindern entgegen, die Rappen scheuten, bäumten sich hoch auf, zogen dann eben so schnell, auf das Einhauen des Kutschers, wieder an, . . . da schwankte die fürstliche Equipage; — — ein zweiter Ruck der wilden, feurigen Pferde und der Wagen flog wider die, das Thor tragenden steinernen Eckpfosten. Trotzdem, daß dem Major und der Fürstin fast die Sinne vergingen, gewahrten sie doch noch, daß die Equipage in Trümmer zerschellte, — die Pferde in wildem Durchgehen den Kutscher, der sich in den Zügeln verfangen, mit sich fortrissen und der alte Fürst regungslos am Boden lag.

Beide stürzten in den Schloßhof; am Thore angelangt, lag Fürst Andrychow, in seinem Blute schwimmend, mit zerschmettertem Hirnschädel an dem Fuße des einen der mächtigen steinernen Thorpfosten.

Vaterfreuden.

Auf eine wahrhaft eigenthümliche Weise war Hohenhorst seiner Zeit durch den Banquerott seines Hauses und die in der That aufdringliche aber nicht abzulehnende Generosität Halam Steinau's in eine neue Laufbahn hineingeschleudert worden.

Dem Kaufmannstande und einer immerhin abhängigen Stellung plötzlich entrückt, fühlte er sich indessen bald in seinem neuen Wirkungskreise recht behaglich und zu Hause. Hatte er sich auch anfänglich gegen diese Wendung des Geschickes, die ihm fast aufgedrungen worden war, gesträubt, so kam sie ihm nachgerade wie ein Wink des Schicksals vor. Freund Häniſch, dem er die Sache mitgetheilt, schrieb in seiner Antwort, ganz seinem Wesen entsprechend: „Denke, wenn dir ein Schwanken überkommt, an die Alten: sie sahen unter dem von der Nacht geborenen unvermeidlichen Schicksal — dem Fatum — das höhere Obwaltende, dessen altes Reich und dessen dunkle Pläne

weit außer dem menschlichen Gesichtskreise liegen.“ Das schlug ein und Hohenhorst betrat die neue Laufbahn fest und entschieden.

Jetzt fühlte er sich denn auch in seinem wahren Elemente; mußte er doch nicht mehr die bis dahin ihm so karg zugemessenen Musestunden einem anderen Berufe, dem er nur aus Pflichttreue huldigte, mühsam abringen, sondern konnte sich und sein ganzes Wesen — sein ganzes Fühlen, Denken und Wirken — an ein Schaffen hingeben, welches er als angeborenen Beruf längst erkannt.

Halam Steinau hatte bei der unter seiner Aegide herauskommenden Zeitschrift, „die Emancipation“, Wort gehalten und ihm, bei einem glänzenden Gehalte, den belletristischen Theil des Blattes überwiesen; außerdem konnte Hohenhorst jetzt so recht mit Muse an die Herausgabe des dritten Bändchens seiner Gedichte gehen, da ihm die Freigebigkeit seines Gönners in den Stand gesetzt, den Selbstverlag dieses dritten Bändchens, zugleich mit einer neuen Auflage der beiden ersten, in die Hand zu nehmen.

Jetzt rief ihn auch das Comptoir nicht mehr von der Seite seiner Frida. Am Schreibtische seines Studirzimmers arbeitend, vermochte er dabei durch die geöffnete Thüre des angrenzenden Wohnzimmers sein Weibchen, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, sitzen sehen, während Frida's befiederter Freund beide durch

seinen lauten und munteren Gesang anspornte und erfrischte.

Aber was war das Alles gegen die Freude, die dem jungen glücklichen Paare die nächsten Monate brachte; Frida hatte sich schon längst guter Hoffnung gefühlt, jetzt schenkte sie ihrem Gatten einen allerliebsten prächtigen Knaben, der — wie sich von selbst bei einer liebenden Mutter versteht — ganz das Ebenbild des Vaters war.

Die Erwartung, Mutter zu werden, ist gewiß die schönste und wichtigste, welche einer jungen Frau bevorsteht; die Geburt eines Kindes aber ist ein Glück über Alles. Hat sie einen Sohn, so schwellt eine Art von Stolz bei diesem Gedanken ihr Herz; hat sie eine Tochter, so hallt ein Nachklang der eigenen Kindheit und Jugend durch ihre Seele und zaubert Träume von Gaben der Liebenswürdigkeit und Anmuth ihrem Auge vor, die einst das Töchterchen schmücken werden.

„Mutter!“ — süßer klingt kein Ton, kein irdisch Wort, — von heil'ger Rührung macht es die tiefgeheimste Faser zittern.

„An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du, meine Wonne, du, meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' lange glücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

Du schaueſt mich an und lächelst dazu,
Du lieber kleiner Engel, du.

An meinem Herzen, an meiner Bruſt,
Du meine Wonne, du meine Luſt!"

Auch Hohenhorſt fühlte es, daß die Ehe ihr rechtes eigentliches Leben erſt empfängt, wenn die Natur den Gatten ein Kind geſchenkt hat; es iſt das lebendige Sinnbild des ſchönen beglückenden Bundes! Und wie ganz anders trat nun der Gedanke an die Zukunft vor Hohenhorſts Geiſtesauge: „Ich bin Vater!" — ſagte er ſich leiſe mit frohem Stolze — „Jetzt habe ich für Frau und Kind zu ſorgen; — habe der Welt und der Menſchheit ein tüchtiges Mitglied, einen tüchtigen Bürger zu erziehen!" Und er dachte und ſtudirte über Kindererziehung, während der Säugling im benachbarten Schlafzimmer der Wöchnerin und der Kanarienvogel Frida's im Wohnzimmer um die Wette ſchrieen.

Aber auch der Dichter fühlte ſich in Hohenhorſt durch dies glückliche Ereigniß freudig angeregt. Schon vor der Geburt des jungen Sprößlings hatte er ſeinem lieben Weibchen folgendes ſchöne Gedicht in den Schooß gelegt:

An eine junge Mutter.

Ich sah ein Bild, vergessen werd' ich's nie!
Ein lebend Bild, sich hold gestalten;
Der Züge schöne, edle Harmonie
Ein eigenthümlich Etwas mir entfalten:
Ein Etwas . . . räthselhaft und wunderbar! —
Wie einer schöpferischer Regung Spiegel
Drück's auf das Mädchenantlitz, froh und klar,
Der Mutterahnung gottgeweihtes Siegel.

Noch Mädchen ganz, dem innern Wesen nach,
Und doch ein Höh'res ahnend, Mutterfreuden;
Noch Mädchen ganz, frisch wie der junge Tag,
Und doch bewußt des Lebens ernst Bedeuten.
Nichts Höh'res hat sich selbst die Kunst gestellt,
Als einer jungen Mutter süß Erglühen,
Ein Raphael entzückte ja die Welt
Mit Rosen, die auf Mutterwangen blühen.

So sah ich dich, vergessen werd' ich's nie!
Doch hofft mein Aug' noch anders dich zu schauen,
Wenn, einen Engel wiegend auf dem Knie,
Zwei Aeuglein freudig dir entgegen blauen.
Wenn dich umschlingt des treuen Gatten Arm,
Und ihr im heil'gen Dreiklang selig bebet,
Dann wird's um's Herz auch mir so innig warm,
Dann hab' auch ich ja nicht umsonst gelebet!

Jetzt aber, da der kleine Schreier in der Wiege lag, kam die dichterische Begeisterung auf's Neue über Hohenhorst und er überreichte der überglücklichen Mutter folgende Schöpfungen seines Geistes:

Der Sorgenbrecher.

„Und Alles schaut so grämlich trübe
Und kraus, verwirrt und morsch und kalt,
Und wäre nicht das Bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt."

Doch dafür laßt den Himmel sorgen,
Der Mensch ist nie an Liebe arm,
Mit jedem neuen Lebensmorgen
Schlägt ja das Herz ihm frisch und warm.

Und laß' es dir dann nicht erkalten
Am kalten rauhen Lebenstag;
Du mußt es frisch und warm erhalten
So viel es draußen stürmen mag.

Was führt das Kindlein denn in's Leben,
In's träumrisch-stille Dasein ein?
Die Liebe hat es ihm gegeben,
Die Lieb' muß seine Wärt'rin sein.

Sanft bettet sie's am Mutterherzen,
Legt leis es in des Vaters Arm;
Wenn Beide mit dem Kleinen scherzen,
Wird Beiden doppelt liebewarm.

D'rum sagt man auch: die Engel legen,
Das Kindlein in der Mutter Schoß;
Die Mutterlieb' wird es dann pflegen,
Die Elternliebe zieht es groß.

So ist ein Kind so recht gegeben,
Der Liebe zartes Pfand zu sein;
Aus gegenseit'gen Pflichten weben
Sich um es Fäden zart und fein.

Und wenn auch manche Sorgen kommen,
Hier steht die Wiege, — schaut hinein;
Da liegt, zu eurem Trost und Frommen,
Der kleine „Sorgenbrecher" d'rein.

Denkt nur: wenn wir auch Manches tragen,
Wir tragen es für unser Kind;
Wie schön dann, wenn in spät'ren Tagen
Wir allesammt recht glücklich sind.

„Wenn Alles schaut so grämlich trübe
Und kraus, verwirrt und morsch und kalt,
So bleibt doch immer noch die Liebe
Des Lebens Trost und Lust und Halt!"

Und ein anderes:

An der Wiege.

Welch' reizend Bild! . . . welch' tiefer süßer Friede,
Du holdes Kind in enger Wiege Raum!
Es liegt der Schlaf dir, sanft und ohne Traum,
Der Unschuld Abglanz, auf dem Augenlide.

O! daß der Tritt zu wecken dich sich hüte!
Den Athem hörst, des Herzens Schlag du kaum,
Schlaf ruhig, Kind, auf deines Kissens Flaum,
Des Lebens kaum erschloss'ne zarte Blüthe!

Die Händchen hast du lieb und schön gefaltet,
Als ahntest du, wie still Natur hier waltet,
Der Schöpfung Meisterwerk im Schlummer reift!

O! zög' im Leben nie ein schwerer trüber,
Ein Schmerzenstraum an deiner Seel' vorüber,
Bis daß du Leben, Schlaf und Traum einst abgestreift!

Da um jene Zeit außer Holzhausen und Flemming — den beiden jungen Kaufleuten — kein Mitglied des „Clubbs der Neune“ in Frankfurt weilte, stand Flemming bei der Taufe des Kleinen als Pathe ein. Halam Steinau hatte sich zwar schon im Voraus dazu erboten, war aber gerade jetzt in Holland abwesend, — wohin ihn sein unruhiger Geist getrieben, um sich am Häringsfischfang mit großen Summen zu betheiligen — was Hohenhorst sehr gelegen kam, da er sich keine weitere Verbindlichkeit, diesem gegenüber, aufbürden wollte; Frida freute es doppelt; sie hatte im Geheimen eine ihr selbst unerklärliche Abneigung gegen diesen Mann, obgleich Hohenhorst, aus Zartgefühl, sie nicht einmal mit den Hauptschwächen desselben bekannt gemacht hatte.

Aber was fehlte denn nun dem jungen Paare noch an Glück? Und dies Glück steigerte sich bei Hohenhorst noch dadurch, daß, gerade durch dasselbe, seine innere fröhliche Kraft, der Muth des Lebens, die gesunde Entwickelung seines Daseins gesteigert wurden.

Gerade um jene Zeit ward Frida mit Halam Steinau's Gattin — die still und zurückgezogen in ihrem Exile in Frankfurt lebte — bekannt. Halam Steinau's Gattin hatte davon gehört, daß Hohenhorst Vater geworden sei, und wenn sie denselben auch nur wenig kannte, so war er ihr doch durch die Schilderungen des Hofmeisters ihrer Kinder, des Herrn Dorbisch, lieb geworden. Sie achtete ihn als einen vortrefflichen Menschen und schätzte ihn als Dichter. Die beiden ersten Bände seiner Gedichte kamen nicht von ihrem Tische; ihr Inhalt tröstete und erhob ihre Seele nach mancher durchweinten nächtlichen Stunde.

Fast ganz einsam lebend und sonstige Bekanntschaften, so wie alle Zerstreuungen nach Außen verschmähend, sehnte sie sich doch manchmal nach theilnehmenden Herzen. Es liegt dies ja in der menschlichen Natur begründet: wo Liebe fehlt, wendet das vereinsamte Herz sich dem erwärmenden und belebenden Strahle der Freundschaft zu; allerdings nicht jener Art von Freundschaft, die nur eine vorübergehende Aufwallung, oft nur eine frivole Laune ist, sondern jener dauernden Stimmung, jener Zuneigung der Seele gegen

gleichgesinnte Personen, in der wir selbst Halt und Trost finden.

Halam Steinau's Gattin begrüßte glückwünschend den jungen Vater — den Schützling ihres Mannes — und lernte Frida kennen. Wie schnell aber fanden sich die beiden Frauen, so verschieden sie auch im Alter und in Lebenserfahrungen waren, zu einander! Ihr weiblicher Scharfsinn ließ sie alsbald gegenseitig die harmonische Stimmung ihrer Seelen, den sittlichen Werth und die Bedeutung ihres ganzen Wesens erkennen. Frida zog dabei namentlich die Schwermuth an, welche auf der tiefgebeugten Gattin Halam Steinau's lag, die, trotz ihres harten und unverdienten Schicksals, dennoch die Kraft hatte, Unerhörtes zu tragen . . . einzig und allein, um ihren Kindern die Mutter zu erhalten. Wie man aber eine Mutter auf solche Weise von ihren Kindern trennen konnte, das begriff diejenige nicht, die jetzt selbst „Mutter" geworden war. Frida's edles Gemüth empörte sich gegen solche Thatsachen. Sie fing an, Halam Steinau zu verachten, — ja sie wünschte jetzt, das Verhältniß ihres Gatten zu demselben lösen zu können. Indeß dafür war es zu spät und doch fand ihr gutes Herz keine Ruhe, bis ihr Mann versprach, daß er bei der Rückkehr Halam Steinau's aus Holland alles aufbieten werde, eine Versöhnung zwischen beiden Gatten — namentlich der Kinder wegen — herbeizuführen.

Aber das dauerte Frida — die sich nun einmal

vorgenommen hatte, hier, durch Vermittelung ihres Mannes, ein gutes Werk zu stiften, zu lange, — und so benutzte Hohenhorst die erste Gelegenheit, bei welcher er seinem Gönner Bericht erstattete, um demselben in einem ausführlichen Schreiben die Sache vorzustellen. Der Brief war in mildem aber eindringlichem Tone geschrieben; — bescheiden, aber mit der Wärme eines edlen Herzens. Er flehte den Vater bei der Liebe zu seinen Kindern an, ihnen doch die Mutter wiederzugeben, da ja doch Mutterliebe für sie unersetzlich sei. „Die Mutter ist der Genius des Kindes!" — schrieb er — „Der vorzüglichste Erzieher ist ohne Zweifel der, welchen die Natur den Kindern bestellt hat, — — die Mutter. Mit welcher liebevollen Sorgfalt weiß diese ihre Zöglinge durch Geistesfügsamkeit, besonders aber durch das Herz an sich zu fesseln! Hier entspricht die Geduld so ganz der Wißbegierde, so wie die Sanftmuth der Mutter der oft zu großen Lebhaftigkeit der Kinder; die Unwissenheit des einen Theiles wird nie durch abstoßende Härte und Strenge des anderen Theiles zurückgeschreckt: man möchte behaupten, die beiden Eindrücke wüchsen mit einander auf, so gefügig macht die Liebe der Mutter Ueberlegenheit. Alles nähert sie einander, ihre übereinstimmenden, wie ihre contrastirenden Neigungen, und auch die Natur deutet uns in der Art, wie sie die Sanftmuth, die Geduld und die Sorglichkeit vertheilt hat, entschieden an, wem sie der Kinder Schwachheit

anvertraut wissen wollte. Freund Dorbisch ist gewiß ein vortrefflicher Lehrer, den Sie ja sicher und unter allen Umständen den Kindern lassen werden — und ich kann Ihnen und den Kindern dazu nur Glück wünschen. Immerhin gibt aber ein Hofmeister, und wenn er seine Zöglinge auch noch so aufrichtig liebt, denselben doch nur gute Rathschläge, moralische Lehren zum Besten; was aber derselbe nur dem Gedächtnisse der Kinder bietet, gräbt die Mutter in ihr Herz: sie lehrt sie Alles, was sie ihnen irgend beibringen kann, lieben, und so bahnt sie durch Liebe den Pfad zur Tugend.

Auch der ungemein schmerzlichen und niederdrückenden Schicksalslast gedachte der Brief, welche die fortdauernde Trennung von Gatten und Kinder der Gemahlin Halam Steinau's auferlege. „Entrücken Sie die Gebeugte dem Rande der Verzweiflung!" — schloß das Schreiben. — „O! das ist ja noch das Glück der Menschheit, daß ein einziger warmer Sonnenblick all' die rauhen Sturm- und Regentage und eine einzige wonnige Minute all' die Schreckens-Ewigkeiten des Lebens wieder aufwiegen und ersetzen kann. Sprechen Sie das Zauberwort: „Komm zurück!" und Sie haben nicht nur der Leidensthränen viele getrocknet, sondern auch dem Herzen Ihrer treuen, vielgeprüften Gattin und Ihren Kindern das alte Glück zurückgegeben!"

Dem Briefe beigefügt war folgendes Gedicht:

Mutterherz.

Der Sterne viele am Himmel steh'n,
Der Wogen Menge zum Meere geh'n;
Des Oceans wellenumspülten Strand,
Bedecken Millionen von Körnlein Sand;

Doch mehr noch als Körnlein, als Wogengebraus,
Als flammende Sternlein am himmlischen Haus,
Kennt Mutterherz Sorgen, so bang und so schwer;
Ach Mutterherz, Mutterherz liebt ja so sehr!

Der Sterne viele hoch oben steh'n,
Die Fischlein zur Tiefe des Sees geh'n,
Weit zwischen den Alpen da gähnt der Schlund,
Tief schlummert die Perle am Meeresgrund:

Doch tiefer als See und als Meer und als Thal,
Als über der Erde der Sterne Strahl,
Birgt Mutterherz Liebe, ach . . . Liebe so reich!
Was wäre an Tiefe der Mutterlieb' gleich!

Frida war von dem Briefe entzückt; sie küßte den Gatten und Dichter voll Dankbarkeit.

Die Antwort ließ lange auf sich warten; endlich traf sie ein. Sie war kalt und lakonisch: „Meine Frau soll sich *selbst bittend* an mich wenden und mir versprechen, daß sie mir in jeder Beziehung und unbedingt freie Hand in meinem Hause läßt. Ich bin der Herr und will er sein und bleiben!"

„Das beigefügte Gedicht hat mich gefreut; es ist schön; ich lasse es drucken.

Ihr Halam Steinau."

P. S. „Ich habe in der letzten Zeit Pech. An dem verdammten Häringsfang gehen gewaltige Summen verloren."

Ein junger Jurist.

Vor uns gegen Nordwest erblicken wir den „Peterskopf", einen der höchsten Berge der Pfalz. Wenn Du, freundlicher Leser, diese Gegend jemals besuchst, so versäume es nicht, den 1530 Fuß hohen Gipfel dieses Berges zu ersteigen. Ein ergreifendes Schauspiel erwartet Dich oben. Das gesegnete Rheinthal, begrenzt vom Donnersberg, von den Taunushöhen, dem Odenwald und dem Schwarzwald, dehnt sich in aller Pracht vor unseren Blicken aus und gibt uns einen Beweis von dem unerschöpflichen Reichthum der Natur, die, wenn auch verschwenderisch mit ihren Schätzen, doch immer noch neue in Bereitschaft hat, die unsere Dankbarkeit gegen sie erhöhen. Nicht weniger verdient Deinen Besuch der westlich gelegene „Heidenfelsen", der von regellos über einander gestürzten Felsmassen gebildet wird.

Während sich uns gegen Osten die freundliche Aussicht in die Ebene öffnet, stürzt gegen Westen und

Süden der Berg tief ab und zeigt dem Auge einen fürchterlichen Abgrund. Großartige und gewaltige Naturereignisse scheinen einst hier vor Tausenden von Jahren stattgefunden und die sonderbaren Berg- und Felsbildungen hervorgebracht zu haben.

Verlassen wir nun die Berge und steigen in das Thal hinab.

Hier finden wir, nicht weit hinter Dürkheim, auf einem abgerundeten, mitten im Thale freistehenden Berge die schönen Ruinen des ehemaligen Benediktiner-Klosters „Limburg".

Den Fuß des Berges schmücken das Dörfchen „St. Grethen", die von dem Pfalzgrafen Johann Casimir angelegte „Herzogsmühle" mit dem dabei gelegenen „Herzogsweiher", und in einiger Entfernung die von Obstbäumen beschatteten Häuser des Dörfchens „Hausen", in dem das Auge noch einige mit Epheu überwachsene Trümmer des ehemals hier befindlichen Nonnen-Klosters gewahrt. Ein unterirdischer Gang führt von der Benediktiner-Abtei zu diesem Frauenkloster, von dem die böse Welt behauptet, daß es nicht immer lediglich der Sitz strenger Frömmigkeit gewesen sein soll.

Bietet der Berg schon, von dem Thale aus betrachtet, eine höchst malerische Ansicht, so gewährt er doch noch weit mehr des Reizenden, wenn wir seine Spitze erstiegen haben.

Ein seltener Verein von Naturschönheiten umgiebt uns hier!

Rheinauf, rheinab dringt ungehindert der Blick und ergötzt sich an dem königlichen Strome, der wie ein breiter Silberstreif aus seinen grünen Ufern schimmert.

Unter uns liegt das von der „Isenach" durchströmte Thal mit seiner wilden Scenerie, und in der Nähe erscheinen im Waldesdunkel die Trümmer der Hartenburg.

War es überhaupt kein leichter Entschluß, der Welt zu entsagen und hinter Klostermauern sein Leben zu vertrauren, so mußte er doppelt schwer erscheinen für den, der hier, wo Alles zur Heiterkeit und zu frohem Genusse aufruft, von dieser Welt Abschied nahm, um fortan nur für eine andere Welt zu leben.

Selbing würde hier mit Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben, ausgerufen haben:

„Wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Fels und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß!"

Die Ruinen des Klosters zeugen jetzt noch von dessen ehemaliger Ausdehnung. Noch ist von dem reichen Gebäude ein fein und zierlich gearbeiteter

Thurm vorhanden, der allein, gleichsam um der jetzigen Welt einen Begriff von der Pracht des Ganzen zu geben und sie dessen Untergang um so schmerzlicher bedauern zu lassen, alle Stürme, die das Kloster trafen, überdauert hat und ehrfurchtgebietend das zusammengestürzte Gemäuer überragt.

In der Nähe dieser Ruine saßen im Augenblick, auf einem zusammengebrochenen steinernen Säulenschaft, zwei Männer. Der eine, eine ältlicher Herr in schwarzer Kleidung — dessen Aussprache sogleich verrieth, daß er ein Pfälzer sei, — war unstreitig ein protestantischer Geistlicher.

Ihm zur Seite saß ein jüngerer Mann, dessen eigenthümliche, durchaus nicht schöne Züge ihm übrigens doch wohl einen Anstrich reiferer Jahre gaben, als er solcher zählen mochte. Ein etwas struppiges dunkeles Haar bedeckte seinen Kopf; der Backenbart war nicht bedeutend; die starken Augenbrauen und Wimpern gaben ihm dabei etwas Finsteres, das noch durch den Ernst und das sehr männliche Aussehen des jungen Mannes gesteigert wurde. Dagegen blitzte es oft — eine gewaltige Energie des Charakters verrathend — in seinen dunkelen Angen seltsam auf. Unbedingt mußte er ein Mann des Wissens sein, der trotz seiner trockenen Natur einer hohen Begeisterung fähig war.

„Und wissen Sie mir etwas Näheres über die Geschichte dieses Klosters mitzutheilen, lieber Oheim?" — frug jetzt der jüngere der beiden Männer den älteren.

„Warum nicht?“ — entgegnete dieser. — „Ich habe mich in den langen Jahren meines Hierseins mit dem geschichtlichen Studium der ganzen Umgegend vielseitig befaßt!“

„Darf ich also bitten?“

„Sehr gern!“

„Sie sehen, ich bin noch der alte Verehrer ernsten Studiums.“

„Und begeistert für die Alten.“

„Ja! namentlich was die alten Griechen, Römer und Germanen betrifft; — aber auch für das deutsche Mittelalter. Die herrlichen Dome von Köln, Straßburg, Trier und Ulm, die ich auf meiner Erholungs- und Ferienreise besuchte, haben mich in Staunen und Entzücken gesetzt.“

„Sahest du sie zum ersten Male?“

„Ja!“

„Das wundert mich.“

„Mein bisheriges Studium in Heidelberg war ein sehr angestrengtes.“

„Nun, die Anstrengung hat sich gelohnt!“

„Ich freue mich dessen.“

„Du bist noch so jung und machst in Heidelberg schon als Privatdocent Aufsehen!“

„Ich habe aber auch Tag und Nacht studirt und nicht, wie so viele Andere, nur in den Kneipen gesessen.“

„Es hat mich immer gefreut, dies zu hören!“

„Und wissen Sie, lieber Oheim, wem ich das verdanke?“

„Nun?“

„Der Devise, die ich mir — nebst einigen Freunden — zum Wahlspruch gewählt!“

„Und die heißt?“

„„„Rast' ich, so rost' ich!““

„Sehr gut! Halte ferner fest an ihr!“

„Das werde ich sicher thun!“

„Mich wundert nur eines.“

„Und das wäre?“

„Daß du bei deinen juristischen Studien immer auch noch deiner Schwärmerei für Alterthum und Geschichte treu bliebst!“

Ein kaum bemerkbares Lächeln flog hier über die ernsten Züge des jungen Mannes, dann sagte er:

„Sie müssen mir dies vergeben, lieber Oheim, ich kann Sie indeß versichern, daß dies die einzige Schwärmerei ist, der ich huldige!“

„Mit Ausnahme der edlen juris prudentia!“

„Und da schwärme ich nicht, sondern für sie setze ich mit Ernst und aller meiner Kraft mein Leben ein! Ist mir doch — ich könnte fast sagen ein übertriebener Rechtssinn von Natur aus eingepflanzt!“

Der alte Herr reichte hier seinem Neffen mit freundlicher Miene die Hand, schüttelte herzlich die des jungen Mannes und sagte mit leuchtenden Augen:

„Fahre so fort, Paul, und du wirst der Familie

Hänisch Ehre machen! — Aber du wolltest ja Näheres über die Geschichte dieser Ruine hören?"

„So ist es!"

„Nun denn!"

„Es ist ja ohnedem noch zu warm, unseren Spaziergang fortzusetzen."

„Höre also!" — versetzte der geistliche Herr und hub an:

„An der Stelle, wo Limburg lag, hatten schon die alten rheinfränkischen Herzöge eine Pfalz, worin sie öfter Hof hielten."

„Und woher mag der Name kommen?"

„Der Name der Burg scheint von den Linden herzurühren, mit welchen der Berg früher bewachsen war, denn alte Urkunden nennen dieselbe „Lindburg".

„Wenn aber „Limburg" oder „Lindburg" erst eine Feste war, wie wurde es zum Kloster? Vergeben Sie, Oheim, aber ich liebe es, den Sachen auf den Grund zu gehen!"

„Ganz recht!" — entgegnete der geistliche Herr — „daran erkenne ich den deutschen Gelehrten. Als Grund, warum es in ein Kloster umgestaltet wurde, meldet die Ueberlieferung Folgendes: Als Kaiser Konrad II. sich einstmals zu Limburg aufhielt, verlor sein erster Sohn durch einen Sturz von einem Felsen hier sein Leben. Konrad's Gemahlin, die fromme Gisela, durch diesen Trauerfall auf's Tiefste erschüttert und betrübt, bewog hierauf den Kaiser, die Todesstätte ihres

Sohnes Gott zu heiligen und die Stammburg in ein Gotteshaus zu verwandeln. Konrad, dessen Sinn ohnedem zu milden Stiftungen geneigt war, erfüllte die Bitte der trostbedürftigen Mutter mit kaiserlicher Freigebigkeit."

„Und in welche Zeit fiel dies? Kaiser Konrad regierte 1024 bis 1039."

„Am 12. Juli 1030, als eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne des Berges Gipfel vergoldeten," — fuhr der geistliche Herr, nicht wenig stolz auf seine geschichtlichen Kenntnisse, fort — „legte der Kaiser, umgeben von einem glänzenden Kreise von Herren, geistlichen und weltlichen Standes, den ersten Stein zu der gelobten Kirche. Wie sehr dem Kaiser das angefangene Werk am Herzen lag, und wie eifrig er dessen Vollendung betrieb, geht daraus hervor, daß schon 1032 die Abtei Limburg errichtet war . . ."

„In zwei Jahren! Das ist viel!"

„und unter den Schutz der Bischöfe von Speyer gestellt wurde. Im Jahre 1035 kam der Kaiser selbst wieder nach Limburg und begabte es reich mit vielen seiner eigenen Güter."

„Hätte er eine Universität — einen Sitz der Wissenschaften — gegründet, wäre klüger gewesen!" — meinte der junge Mann. — „So entstand für das Reich die erste Hochschule erst 1348 zu Prag, — 1365 zu Wien — 1387 zu Heidelberg, — 1388 zu Köln, — 1392 zu Erfurt u. s. w.! Da wären wir um drei Jahrhunderte in der Wissenschaft vor gewesen!"

„Dafür war die Zeit damals noch nicht reif!“ — sagte der alte Herr — „indeß wurde auch in Limburg die Wissenschaft zeitweise gepflegt.“

„Weiß man darüber Genaueres?“

„O ja! namentlich zeichnete sich ein Mönch, Pater Hilarius, in der Kenntniß heilbringender Kräuter aus, worin ihn indeß der Abt Machartus noch übertroffen haben soll!“

„Das ist recht! das ist schön!“ — rief Hänisch freudig und seine Augen blitzten wunderbar auf; — „die Heilkunde kommt eben doch gleich nach der Jurisprudenz, der Königin aller Wissenschaften! Aber wie ging es mit der Abtei Limburg weiter?“

„Zwölf Jahre lang wurde unausgesetzt auf kaiserliche Kosten an der Kirche gearbeitet, deren Vollendung Kaiser Konrad II. jedoch nicht mehr erlebte. Er starb . . .“

„Zu Utrecht 1039 . . . .“

„Nachdem er im Dezember des vorhergehenden Jahres die neue Abtei zum letzten Male besucht hatte. Doch hatte er dafür gesorgt, daß nach seinem Tode das Werk nicht in Stocken gerathe, indem er seinem Sohne und Nachfolger . . .“

„Heinrich III. . . .“

„die Vollendung des angefangenen Baues anempfahl.“

„Und vollzog Heinrich den Wunsch seines Vaters? Er war ein Mann voll Kraft und Geist!“

„Ja! Heinrich erfüllte treulich den väterlichen Wunsch; doch ward die Kirche erst 1042 soweit vollendet, daß sie feierlich eingeweiht werden konnte. Die durch Frömmigkeit und den Schmerz eines gebrochenen Mutterherzens hervorgerufene Schöpfung stand nun aber auch als ein wahres Prachtwerk da, würdig seiner kaiserlichen Stifter. Ein gleicher Thurm, wie der, dessen schlanke, himmelanstrebende Reste sich hier noch vor unseren Augen erheben, befand sich auf der entgegengesetzten Seite der Kirche. Zwischen beiden erhob sich der Hauptthurm mit sechs Glocken. Ungefähr in der halben Höhe des dort noch stehenden Thurmes befindet sich jetzt noch eine kleine Gallerie, die früher von einem eisernen, stark vergoldeten Gitter umgeben war. Auf der hinteren Wand dieser Gallerie, in welcher ehedem auch die Uebergabe des Klosters an den heiligen Benedict durch die aus weißem Marmor verfertigten, lebensgroßen Statuen Kaiser Konrads II. und des Heiligen dargestellt war, zeigte sich die östliche Ansicht der Abtei Limburg ausgehauen. Der Haupteingang, der durch den mittleren Thurm zur Kirche führte, war mit Bildhauerarbeiten reich geschmückt."

„Da muß die Abtei Limburg ja ein Prachtbau gewesen sein!" — rief der junge Mann.

„Gewiß!" — entgegnete der geistliche Herr — „und dennoch übertraf das Innere der Kirche deren Aeußeres noch an Reichthum und Luxus!"

„Allerdings ein todtes Kapital!" — sagte der

Jurist. — „Es liegt ein Unrecht darin, der Menschheit solche Schätze zu entziehen, die für ihr Wohl und ihre geistige wie staatliche Entwickelung besser hätten angewendet werden können!"

„Wohl recht!" — entgegnete der Oheim — „indeß war man damals eben noch nicht zu dieser besseren Erkenntniß gekommen. Ein Gotteshaus zu bauen und herrlich zu schmücken galt in jenen Zeiten — wie du weißt — für das Verdienstlichste des Verdienstlichen!"

„Eine Rechtsverdrehung, die die Welt der Pfaffheit zu verdanken hat!" — rief Häniſch fast unwillig.

„Nun!" — meinte der geistliche Herr lächelnd — „auch in dieser Beziehung ist es ja lichter unter den Menschen geworden!"

„Theilweise!" — sagte der junge Jurist — „welche ungeheuere Kapitalien liegen aber noch in den Klöstern nutzlos vergraben; verwendet sie zu Schulen, Hospitälern, Eisenbahnen meinetwegen . . .!"

Der alte Herr legte hier freundlich seine Hand auf den Arm des Neffen und sagte:

„Auch das wird kommen, wie die Zeit gekommen ist, in der wir aufbrechen müssen, wenn wir vor Nacht zu Hause eintreffen wollen. Wenn du es wünscht, will ich indeß meinen historischen Bericht zuvor noch vollenden."

„Sei so freundlich, Oheim!" — bat der Neffe.

„Das Innere der Kirche übertraf also noch an Pracht deren Aeußeres. Ein Raum von 350 Fuß in

der Länge und 140 Fuß in der Breite dehnte sich vor dem Eintretenden aus. Vom Eingang bis zum Chor wurde das mächtige Gewölbe von 20 Säulen getragen, von welchen jede zwei Ellen dick und — ohne das Fußgestelle und Capital — 20 Ellen hoch und aus Einem Steine gehauen war!"

„Ich staune!"

„Die Decke und die Wände der Kirche waren mit Frescogemälden verziert; gemalte Glasscheiben erfüllten das Heiligthum mit mystischem Helldunkel."

„Wenn dies mystische Helldunkel nur nicht auch in den Köpfen gespukt hätte!"

„Unter den 20 Altären" — fuhr der alte Herr lächelnd fort — „zeichnete sich der Hochaltar durch seinen Glanz und seinen Reichthum an Gold und Edelsteinen auf bewunderungswürdige Weise aus und zeugte von der maßlosen Freigebigkeit, womit die Abtei bedacht worden war."

„Indeß die armen Dörfler rings umher darbten und frohnten!"

„Hinter dem Hochaltar befand sich unter dem Conventschor die mit drei marmornen Altären geschmückte, säulengetragene Gruft der rheinfränkischen Herzöge. Im Chor aber war zur einen Seite das Grabgewölbe der Grafen von Leiningen, und zur anderen das der Abtei des Klosters!"

„Und wo ist nun alle die Herrlichkeit hingekommen?"

„Die ersten Zeiten des Klosters waren glückliche. Die salischen Kaiser wenigstens hatten dasselbe in ihre besondere Fürsorge genommen und unterließen nichts, was den Glanz und das Ansehen desselben vermehren konnte. Unheilvoll für die Abtei aber ward — nachdem sie manche Stürme überdauert — die sogenannte bayrische Fehde. Ueber Kurfürst Philipp von der Pfalz war die Reichsacht ausgesprochen, was dem Grafen Emich VIII. von Leiningen eine erwünschte Gelegenheit darbot, seinen Haß gegen das unter pfälzischem Schutze stehende Kloster auszuüben. Der Kurfürst hatte zwar zum Schutze des Klosters eine Besatzung von 400 Mann hineingelegt, die Besatzung wurde indeß plötzlich abberufen. Niemand im Kloster wußte etwas hiervon, außer der Kellermeister, der sogleich nach dem Abzug der Pfälzer die Mönche weckte und denselben die beunruhigende Nachricht mittheilte, worauf sie den einmüthigen Beschluß faßten, die Abtei zu verlassen. Nachdem sie in dem Chore das vorgeschriebene Reisegebet verrichtet, nahmen sie unter Thränen von ihrer Kirche Abschied, und begaben sich nach Speyer zu ihrem Abte, der dort am Fieber krank lag."

„Kaum war dies indeß geschehen, als Emich VIII. anrückte. Was nach der Sage selbst der Teufel nicht auszuführen vermochte, das sollte nun der Rache eines erbitterten Menschen gelingen. Alles wurde rein ausgeplündert und, um dem Ganzen eine der unedelsten Gesinnung, womit die That unternommen worden war,

würdige Vollendung zu geben, warfen die rohen Knechte des rachsüchtigen Grafen Feuer in die Gebäude."

„Zwölf Tage leuchtete das Feuer, das man sorgfältig unterhielt, hinaus in das offene Land und verkündete weit umher den Untergang eines der schönsten Werke, das Deutschland aufzuweisen hatte. Nach zwölf Tagen war an der Stelle, wo das allgemein bewunderte Gotteshaus sich erhoben hatte, nur noch ein Trümmerhaufen zu sehen!"

„Schändlich! schändlich!" — rief hier Hänisch aufspringend und Empörung malte sich in den Zügen des jungen Juristen — „das sind die Folgen des Krieges, dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit! Wenn ich das Wort „Krieg"! höre, dann bäumt sich mein ganzes Innere voll heiliger Indignation gegen diesen Wahnsinn der Menschen auf, und dieser Wahnsinn ist noch jetzt nicht von der Welt verschwunden. Wenn wilde Thiere sich befehden, zerreißen und vernichten, so ist das in ihrer Natur begründet; aber den Menschen hat die Natur doch mit Vernunft und Verstand begabt. So lange freilich diese beiden großen Factoren der Menschenwürde bei den Völkern noch schlummerten und sich dieselben noch mehr oder minder in einem Zustande thierischer Rohheit befanden, waren wilde und grausame Kriege begreiflich. Aber mit der Einführung des Christenthums — dieser Religion der Liebe und der Sittlichkeit — hätten diese Ausgeburten roher Barbarei vorüber sein sollen!"

„Sein sollen!“ — wiederholte bedeutungsvoll der alte Herr.

„Nun ja! das ist es eben was mich, wenn ich von irgend einem Kriegsfrevel höre, so furchtbar in den Harnisch bringt!“ — rief der junge Rechtsgelehrte, indem er erregt mit großen Schritten auf- und abging — „das ist es eben, daß solche Frevel nicht nur geschehen sind, sondern selbst in unseren Tagen möglicherweise noch vorkommen können! Wenn ein einzelner Mensch mordet, raubt, sengt und brennt, wird er — und das mit Recht — als ein verabscheuenswerther Verbrecher bestraft; wenn aber, im Krieg, dieselben Verbrechen in Masse und unter Führung von Fürsten, Königen und Kaisern begangen werden, dann sind sie erlaubt, ja man nennt dann dies Hinmorden und Verkrüppeln seiner Mitmenschen „Heldenthaten“ und belohnt diese „Heldenthaten“ auch noch mit Orden und Ruhmeskränzen! Liegt darin auch Sinn und Verstand? Sind das gesunde Rechtsbegriffe?“

„Die fortschreitende Bildung wird auch diese dunkele Seite unserer Verhältnisse und Einrichtungen mit der Zeit erhellen und tilgen!“ — fiel hier der geistliche Herr begütigend ein; aber des jungen Juristen Indignation ließ sich so leicht nicht beschwichtigen. — „Ja es ist wahr!“ — fuhr er in großer Aufregung fort — „von allen Seiten, in den Schulen und im Leben, in Journalen und Büchern, namentlich aber auch in den Kirchen und von allen Kanzeln, in den

Betstunden und christlichen Lehren wird gar viel von Liebe, von christlicher Barmherzigkeit, von gottseligem Frieden gesprochen, — — — wo aber sind die Früchte von allem dem?"

„Es ist allerdings kaum zu begreifen . . ."

„Aber wissen Sie, Oheim, woher das kommt? Das kommt daher, weil in unserer Zeit — ich mache eine Ausnahme bei edlen Menschen, wie Sie, — Christenthum — überhaupt „Religion" — — — — nur Worte sind, keine Thatsachen. Hätten wir ein wahres, vernünftiges „Menschenthum", so würden Kriege eine völlige Unmöglichkeit; denn wahre, edle, dem Recht und der Vernunft huldigende Menschen sind keine wilden blutdürstigen Thiere, die sich gegenseitig zerfleischen und tödten."

Der alte würdige Herr suchte hier wiederholt seinen im höchsten Grade erregten Neffen zu beruhigen, aber es gelang ihm lange nicht. Es lag zu viel Wahrheit in dem, was der junge Mann sagte.

„So lange die alten verwirrten und verkehrten Rechtsbegriffe, die über diesen Gegenstand noch herrschen, bleiben," — rief der junge Rechtsgelehrte endlich — „so lange werden auch die Völker in staatlicher Beziehung nicht frei und selbstständig, und so lange dies nicht geschieht, sind die Völker auch nicht vor wiederkehrenden Kriegen bewahrt."

„Zugestanden!" — sagte der geistliche Herr und stand auf, um sich zum Rückwege anzuschicken, — „Die

große Aufgabe der Zukunft für uns Alle ist es daher, fortwährend und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß in und um uns das Bewußtsein der Menschenwürde, so wie tiefe Scheu, das Recht des Nächsten zu verletzen, Sittlichkeit und männliche Festigkeit des Charakters wachsen."

„Und jenes Rechtsgefühl" — rief Hänisch — „das stärker ist, als Fürstenwille. Wenn die Völker, von diesem Rechtsgefühl beseelt, keine Kriege mehr wollen, können die Herrscher auch keine mehr führen!"

Man verließ jetzt den Berg und wandte sich dem Thale zu. Schweigend gingen die beiden Männer eine lange Zeit neben einander hin.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über die Gegend und vergoldete scheidend die Gipfel der Berge. Die ganze Natur athmete Frieden und Ruhe, während das Abendgeläute der umliegenden Dörfer wie ein frommes Dankgebet der schlichten Thalbewohner zum Himmel stieg.

Endlich unterbrach der geistliche Herr das Schweigen und sagte zu dem Neffen gewandt: — „Warum so still, mein Freund; die Bewegungen deiner Gesichtsmuskeln deuten an, daß etwas in deinem Inneren vorgeht, was deine Seele sehr in Anspruch nimmt, und doch verschweigst du es mir."

Der junge Jurist schien wie aus einem Traume

zu erwachen; seine Stirne zog sich etwas in Falten und doch flog ein leises Lächeln über seine Züge, als er sagte: — „Wieder die alte Unart! Verzeihen Sie, lieber Oheim, ich habe mich in Gedanken noch weiter mit der Welt und den Menschen über die Thorheit des Kriegführens herumgestritten!“

Der alte Herr blickte seinen Neffen erstaunt an.

„Ja, staunen Sie nur,“ — fuhr dieser fort — „ich weiß, daß diese schlechte Angewohnheit bei mir fast an gelinde Narrheit grenzt; habe mir auch schon oft vorgenommen, sie zu unterlassen, komme aber doch immer wieder darauf zurück.“

„Ich verstehe dich nicht, Paul!“

„Nun!“ — rief der junge Jurist mit einem Anflug von Ironie — „das Sprichwort sagt: allzuscharf macht schartig! Bei mir ist der Rechtssinn von Natur aus so übermäßig ausgebildet . . . .“

„Nun?“

„Daß ich beständig mit Gott und der Welt im Krieg liege!“

„Du sprichst in Räthseln.“

„So will ich sie auflösen.“

„Thue das.“

„Wissen Sie was, Oheim?“

„Nun?“

„Ich habe meinen Beruf verfehlt!“

„Du?!“ — rief hier der geistliche Herr und blieb

starr vor Staunen stehen. — „Du? der schon in so früher Jugend als ein tüchtiger Jurist gilt?!"

„Ja! Ich hätte Polizist . . . Schutzmann werden müssen!"

„Paul?!"

„Ich kann nicht das geringste Unrecht sehen oder hören, so kocht es gleich in mir auf und siedet und sprudelt über den Topf hinaus. Fällt so etwas auf der Straße vor, so habe ich meine liebe Noth, mich zurückzuhalten, um nicht laut herauszuplatzen. Dann aber gehe ich mit Ingrimm über das Rechtswidrige was geschehen ist und was ich habe sehen müssen weiter und streite mich halbe Stunden lang in meinem Innern mit mir selbst und meinem unsichtbaren Gegner herum. So war es auch eben . . . ich wüthete in meinem Innern noch über den Wahnsinn des Krieges und hielt — ein zweiter Cicero — fulminante Reden gegen die Vertheidiger desselben."

„Du bist ein eigenthümlicher Mensch!" — meinte der alte Herr.

„Ich kann nicht dafür; es ging mir schon als Knabe so, aber mit der Zeit wächst mir die Unart über den Kopf."

„Es ist bei dir in der That nur das Uebertreiben einer Tugend. Was veranlaßt die Geisteskräfte thätig zu sein?" — frug der geistliche Herr.

„Zwei Ursachen," — entgegnete der junge Rechts-

gelehrte — „theils die innere Lebensnatur des Geistes, theils die Anregung der Außenwelt."

„So ist es!" — fuhr jener fort — „Wie der Körper sich in beständiger Ruhe unwohl fühlt, weil er zur Bewegung geschaffen ist, so auch der Geist. Je stärker daher in einem Menschen eine Geisteskraft ist, desto mehr wird sie durch sich selbst thätig sein. Wenn z. B. der Sinn der Anhänglichkeit sehr groß ist, so wird der Mensch, wenn auch der Freund nicht zugegen ist, in Gedanken mit ihm zusammenleben; — ist das Selbstgefühl groß, so wird er Luftschlösser seiner Erhebung bauen; —" ist der Formensinn stark bei ihm vertreten, so wird er in Formschöpfungen phantasiren, selbst ohne äußere Anregung."

„Sehr richtig!" — sagte der junge Jurist — „aber warum muß ich gleich so sehr in Harnisch kommen und innerlich mit dem Schwert der Gerechtigkeit vom Leder ziehen, auch bei Dingen, die mich eigentlich gar nichts angehen?"

„Wie der Körper oder einzelne Körperglieder durch Außenverhältnisse zur Bewegung veranlaßt werden," — fuhr der geistliche Herr fort — „so die Geisteskräfte. Erfolgt z. B. ein Angriff auf unsere Person oder unser Interesse, so tritt der Kampfsinn in Thätigkeit!"

„Das ist es!" — rief hier Hänisch laut und mit Ueberzeugung. — „Sehe ich, daß man dem Recht oder dem Gesetz oder der Menschlichkeit und Billigkeit

zu nahe tritt, so fühle ich einen inneren Zwang, eine Lanze einzulegen und zu brechen."

„Und das ist schön und edel von dir und beurkundet gerade, daß die Rechtspflege dein wahrer Beruf ist!" — entgegnete mit freudig strahlenden Augen der Oheim — „gehst du alsdann vielleicht auch manchmal zu weit, so mußt du die Kraft in dir finden, Herr und Meister über dich zu bleiben!"

Die beiden Wanderer hatten sich unter diesen Gesprächen auf ihrem Rückwege nach Dürkheim dem Dörfchen St. Grethen genähert. Man feierte hier heute Kirchweihe. Alles war Lust und Freude. Der lauteste Jubel aber schallte von der Gemeindewiese her, auf welcher sich, im Schatten uralter Nußbäume, Groß und Klein, Alt und Jung, der reiche Bauer und der Knecht, der Herr und der Tagelöhner, Aeltern und Kinder jubelnd und jauchzend tummelten. Hier ward — bei dem lustigen Schreien der Fiedel, der Baßgeige und der Clarinette — von dem jungen Volke getanzt; dort saßen die behäbigen und älteren Bauern beim schäumenden Bier und der gemüthlichen Tabakspfeife; — auf einer andern Seite erschallten frohe Lieder aus Kehlen, welchen man anmerkte, daß sie heute schon tüchtig angefeuchtet worden waren. Wäre Freund Selbing hier gewesen, er hätte sicher mit Begeisterung und Pathos die Worte aus Göthe's Faust citirt:

„Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein;,
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Dann würde wohl freilich der trockene Jurist Hänisch mit Wagner darauf geantwortet haben:

„Mit euch, Herr Doctor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Gesang!"

Jetzt aber ertönte in der That, von einer etwas heiseren und merklich ausgesungenen Frauenstimme zur Guitarre das Göthe'sche Lied:

„Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen,
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fidelbogen.

Er drückte hastig sich heran,
Da stieß er an ein Mädchen an
Mit seinem Ellenbogen;

Die frische Dirne kehrt sich um
Und sagte: nun das sind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Seid nicht so ungezogen!

Und hurtig in dem Kreise ging's,
Sie tanzten rechts, sie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen!

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie Mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!
Er schmeichelte sie doch bei Seit'
Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fidelbogen!"

Der Pfarrer des Dorfes trat den beiden Wanderern jetzt entgegen, begrüßte mit heiterer Miene den Herrn Collegen und lud Onkel und Neffe ein, seine Gäste zu sein und ein Gläschen mit ihm zu trinken; Augen und Nase des geistlichen Herren leuchteten und funkelten dabei so schön, daß weniger ernste Männer der Einladung wohl kaum widerstanden hätten. Hier

geschah es indeß. Man trennte sich unter gemüthlichem Händedrücken.

In demselben Augenblicke erschallte von der Gemeindewiese her ein lautes, schallendes Gelächter.

Der junge Jurist wandte sich — halb in Gedanken verloren — nach jener Gegend: auf einer kleinen, improvisirten Erhöhung stand, neben der Guitarre-Sängerin, auf deren verlebtem Gesichte die edle Kunst des Schminkens einen Lebensfrühling in weithinleuchtenden Rosen gezaubert hatte, die Gestalt eines jungen blondlockigen Mannes. Er declamirte — wie es schien — den Bauern schnurrige Verse vor, deren Refrain er und seine Begleiterin dann gemeinschaftlich zur Guitarre sangen; worauf jedesmal ein wildes ausgelassenes Lachen bei der sie umgebenden Menge ausbrach.

Hänisch beachtete den Declamator nicht weiter; er sah nur noch, wie die Sängerin sich anschickte, auf einem Blechtellerchen die Kreuzer der Bauern einzusammeln. Ihm war ein solcher Erwerb in der Seele verhaßt. Er sprach dies auch gegen seinen Begleiter aus:

„Der Staat sollte solche Dinge gar nicht zugeben!“ — sagte er, fast finster. — „Es ist ein Unrecht gegenüber der Menschheit. Jeder Staatsbürger sollte gezwungen werden, etwas Ordentliches zu lernen, damit er sich seinen Unterhalt auf ehrliche und anständige Weise verdienen kann!“

„Nun,“ — meinte der alte Herr — „anständig

halte ich diese Art des Verdienens nun gerade auch nicht; aber . . ."

„Verdienens?" — rief hier der junge Rechtsgelehrte eifrig — „ich denke, hier kann von Verdienen nicht die Rede sein; ich halte das eher für ein höheres Betteln, oder, wenn Sie wollen, Oheim, für ein, durch Gebrauch und verkehrte Ansichten sanctionirtes Berauben der Menschheit!"

Der alte Herr sah seinen Neffen lächelnd an, dann sagte er begütigend — „du gehst zu weit, lieber Paul, einmal hieße dies jede persönliche Freiheit in den Staub treten und dann . . . ."

Aber der junge Jurist hörte in seinem Eifer den alten Herrn nicht; er sprach sich so sehr in seine Ansicht von dem Rechtswidrigen einer Besteuerung der fleißigen arbeitenden Menschen durch solche „Tagediebe", wie er sagte, hinein, daß der geistliche Herr nachgerade ganz schwieg. Auch sein Neffe that dies endlich; aber die Falten auf seiner Stirne, das zeitweise Zucken seiner Gesichtsmuskeln und das kaum bemerkbare Bewegen seiner Lippen bewiesen dem Oheim, daß er sich wieder einmal in seinem Innern mit sich selbst disputire und herum stritt.

Ein erlöschendes Licht.

Indeß ging es auf der Gemeindewiese und im Dorfe immer noch lustig zu; ja die bisherige gemüthliche Heiterkeit fing bereits jetzt an, sich, in Folge des genossenen Bieres und anderer Getränke, zu einer Ausgelassenheit zu steigern, die zu ertragen allerdings starke Nerven oder aber einen gleich aufgeregten Zustand forderten.

Der junge blondlockige Declamator und seine geschminkte Schöne — jetzt in dem Wirthshause des Dorfes ihre Künste producirend, waren nun freilich — man durfte sagen: glücklicherweise — ebenfalls sehr animirt. Hatten die Bauernburschen ihnen doch tüchtig den ganzen Nachmittag schon zugetrunken und beide stets „Bescheid gethan"! Der junge Mann, obgleich sehr leidend aussehend, sprudelte aber auch von Späßen und lustigen Schnurren, die wohlberechnet für derbe Naturen männlichen und weiblichen Geschlechtes waren. Uebrigens mußte er früher sehr hübsch und blühend gewesen sein, das verriethen wohl jetzt die

freilich halb erloschenen blauen Augen, das blondgelockte Haar, die edel geschwungene Nase und das blonde Schnurrbärtchen auf der Oberlippe. Die Wangen waren freilich stark eingefallen und das scharfabgezirkelte Roth, das auf ihnen lag, gepaart mit einem trockenen Husten, der ihn oft in seinen Declamationen und Späßen unterbrach, wiesen auf eine stark erschütterte Gesundheit hin. Mit liebenswürdiger Derbheit spielte er dabei den Don Juan bei den ländlichen Schönen, während sein Witz und sein Humor jedem eifersüchtigen Aufwallen der Burschen vorbeugte oder es vereitelte.

Auch in den Zügen des ihn begleitenden jungen Frauenzimmers zeigten sich noch immer Reste früherer Schönheit; doch war sie jetzt eine völlig verwelkte Blüthe, deren Verlebtheit die stark geschminkten Wangen nur noch schärfer hervortreten ließen. Bei dem Manne rasen die Stürme der Leidenschaften oft lange spurlos vorüber; bei dem weiblichen Geschlechte vernichten sie zumeist in kurzer Zeit den ganzen Lebensfrühling vollständig.

Als mit der Nacht das Wirthszimmer sich nach und nach entleerte und die Burschen, zumeist in halb trunkenem Zustande, mit ihren Dirnen singend, jubelnd und scherzend heimzogen, den Tanzboden noch aufsuchten, oder auch sonst noch einen Weg zur Abkühlung und stillem Liebesgetändel einschlugen, begaben sich der Declamator und seine Gefährtin in das ihnen für

diese Nacht vom Wirthe für wenige Groschen überlassene Gemach. Es war dies allerdings mehr eine Kammer für Pferdegeschirre und altes Haus- und Feldgeräthe; aber das kümmerte die Beiden wenig. Sie waren seit längerer Zeit jedem Luxus entwöhnt; denn seitdem Director Schreier seine Bude, des Sommers wegen, geschlossen, war die ganze Theatergesellschaft, bei welcher auch jene — es war niemand anderes als Maxen und die lustige Lieggern — mitgewirkt hatten, — aus einander gestoben. Da mußte man denn sehen, wie man den Sommer durchkam; für den Winter hatte Director Schreier neue Engagements versprochen. Geniale Geister und lustige Genies wissen indeß überall Rath und Hülfe in der Noth: Maxen associrte sich mit seiner derzeitigen Angebeteten, Fräulein Lieggern. Er trug bei Festen, Hochzeiten, Kirchweihen u. s. w. Späße, Schnurren und heitere Declamationen vor, während die Lieggern die anspruchslose Zuhörerschaft mit ihrem Guitarrespiel und Gesang entzückte. So waren sie auch heute zur Kirchweihe nach St. Grethen gekommen, um den kommenden Tag ihre gemeinsamen Erheiterungsbestrebungen auf einem großen Bauerngute unweit Dürkheim, auf welchem der Sohn des Weinbauern seine Hochzeit beging, fortzusetzen. Die Nacht mußte also im Wirthshause zu St. Grethen zugebracht werden, und da der Wirth nur die eine Geschirrkammer und die beiden Leutchen nur das wenige Geld zur Disposition hatten, was sie durch ihre Kunst am

Nachmittag und Abend verdient, so nahm man mit ihr vorlieb. Müde und zufriedene Seelen schlummern auf einem guten, mit einem, wenn auch noch so groben, Leintuche überdeckten Strohlager so sanft, wie auf Eiderdunen und im köstlichsten Bette.

Es war dies für den jungen Mann und seine jetzige Lebensgefährtin auch so selbstverständlich, daß gar kein Wort darüber gewechselt wurde. Maxen hing seinen alten Strohhut und sein fadenscheiniges Röckchen über einen Pflug, der friedlich in der Ecke stand, während die Dame ihre Guitarre auf einen Haufen daneben lagernder Kornsäcke bettete und ihre Ober-Kleider auf den Boden fallen ließ, wo sie auch in behaglicher Ruhe verharrten. Gesprochen wurde dabei unter ihnen nicht, denn sie waren müde und ihre natürlichen Gesangs- und Declamationswerkzeuge so heiser und erschöpft, daß sie fast keinen Laut mehr von sich geben konnten.

Das Einzige war, daß Maxen seiner Gefährtin einen tüchtigen Kuß gab, und — — dem Wirth noch zwei Gläser Brandy bestellte. Als Beide dies Erholungs- und Stärkungsmittel zu sich genommen, erlosch das Licht — und Nacht und Schweigen lagerte sich über die Kammer.

Die Lust an der raffinirten Enthüllung der Poesie der Sinne ist das gewaltige Band, welches Männer oft an weibliche Wesen, die älter als sie selbst sind oder unter ihnen stehen, wunderbar fesselt. Bei den

Frauen ist dagegen die Liebe die Ursache einer allgemeinen Absolution. Der Mann, der stark und leidenschaftlich zu lieben weiß, kann Verbrechen begehen und — sie wird ihn doch lieben.

Aber . . . war es das starke Getränke auf das viele Trinken im Laufe des Nachmittags und Abends oder die allzugroße Anstrengung des Körpers, der Sprachorgane und der Lunge . . . Maxen überkam im Laufe der Nacht einer jener heftigen Hustenanfälle, an welchen er in der letzten Zeit häufig litt. Er mußte sich halb emporrichten, denn der Husten drohte ihn zu ersticken.

Krampfhaft tastete er im Dunkeln nach dem Arm seiner Gefährtin, sie zu wecken. Er fühlte, daß er Hülfe bedürfe, zumal ihm kalter Schweiß auf die Stirne trat und ihn eine seltsame, eigenthümliche Angst erfaßte. Aber die Natur forderte bei der Freundin ihre Rechte; sie war nicht zu erwecken.

Der Nachtwächter auf der Straße blies in sein Horn und rief die elfte Stunde aus, was allerdings nicht ohne Schwierigkeiten geschah, da der gute Mann, in Folge der Kirchweihfreuden, nicht nur jeden Augenblick das Gleichgewicht verlor, sondern auch in Schwanken über die Stundenzahl gerieth, die er auszurufen und abzublasen hatte. Er rief daher elf aus, blies aber, dem Fortschritte huldigend, der ihm doch gerade jetzt gar nicht gelingen wollte, dennoch zwölf mal.

Maxen mußte — seines verzweifelten Zustandes

ohnerachtet — dennoch lächeln. Es giebt humoristische Naturen, die im Stande sind in Witzen aufzublitzen, wenn ihnen der Tod schon auf der Zunge sitzt. Er dachte bei dem immer ferner verhallenden Nachtwächterruf an den alten „Schwalbe“ und den lustigen „Zeisig“ in Theodor Körner's „Nachtwächter“, in dem er so oft mit gespielt. Die Lieggern gab dann jedesmal das Röschen.

Ach! und die schönen, lustigen Abende, wenn man dann nach Hause kam! . . . . .

Er wollte lächeln; aber die Anstrengung vermehrte seinen Husten. Er suchte sich aufzurichten, . . . es gelang ihm nicht; . . . halb erstickend, griff er verzweiflungsvoll um sich — — — da erwachte glücklicherweise seine Gefährtin.

Erschrocken fuhr sie empor: „Um Gottes Willen Maxen!“ — rief sie dabei und der Ton ihrer Stimme, so heiser er war, ließ aufrichtige Theilnahme und Besorgniß erkennen. Rasch hatte sie das elende Stümmelchen Licht in der Stalllaterne, die ihnen als Leuchte gedient, wieder angezündet und kniete jetzt neben dem Freunde, ihn stützend und in seinem sitzenden Zustande, so gut als es gehen wollte, aufrecht erhaltend.

Maxen war unfähig, zu sprechen; aber ein dankbarer Blick lohnte der Freundin Sorgfalt und Theilnahme. Beide verharrten lange Zeit fast regungslos in der gleichen Lage. Todtenstille herrschte ringsumher. Da ließ der Husten etwas nach. Das Mädchen

reichte dem erschöpften Freunde etwas Wasser; kniete dann wieder zu ihm nieder und legte sein Haupt, wie das eines kranken Kindes, sorglich an ihre Schulter.

„Wie ist dir, Lieber?“ — frug sie dann leise mit aufrichtiger Besorgniß.

„Etwas besser!“ — lispelte Maxen.

„Kann ich dir in etwas helfen? Soll ich den Wirth aufwecken? vielleicht ist etwas Thee im Hause, den ich dir kochen kann?“

Maxen antwortete durch eine kaum merkbare verneinende Bewegung des Hauptes.

O! wie war es blaß und abgezehrt, dies Gesicht, das einst in der ganzen Fülle jugendlicher Schönheit, Kraft und Lebenslust in die Welt hinausgeschaut ... triumphirend, siegsbewußt! Wie blickten sie so trübe und erloschen um sich, diese Augen, deren Zauber so viele Siege gefeiert, so viele Mädchenherzen erobert hatten!

Maxen schauerte plötzlich zusammen: es ward ihm eigenthümlich zu Muthe: unendlich beglommen, bang! Er schmiegte sich enger an die Freundin, die einen heißen Kuß auf seine kaltfeuchte Stirne drückte.

„Was ist dir, Maxen?“ — frug sie dabei zärtlich — „was hast du?“

„Nichts!“ — antwortete der Freund leise. — „Mir ist nur plötzlich so angst! Nicht wahr, du bleibst bei mir?“

„Gewiß Lieber!“ — entgegnete jene in einem so

milden Tone, wie man ihn nicht bei einem Wesen ihrer Art hätte vermuthen sollen. Was ist räthselhafter, als ein Frauenherz? was unergründlicher als die Liebe? Das Mädchen war leichtsinnig bis zum Exceß; aber gutmüthig dabei. Ihre Flatterhaftigkeit war, selbst unter ihren Standesgenossinnen, sprüchwörtlich geworden — was gewiß viel sagen wollte — und doch hielt sie, gerade jetzt in den schlimmen Zeiten, die sie und Maxen überkommen, mit einer Treue und Hingebung an dem Freunde, die in der That Staunen erregen konnten. Sie hatte ihn oft schon gebeten: er möge sie züchtigen und schlagen, wenn sie sich Ungeziemendes gegen ihn erlaube, und, von ihrer heftigen Natur hingerissen, vergesse, daß er ganz und gar ihr Herr und Gebieter sei. Bereuend schmiegte sie sich dann wohl zu seinen Füßen und küßte dieselben unter Thränen, bis Maxen ihr ernstlich gebot, sich zu erheben und kein Kind zu sein. War auch sonst Alles mehr äußerlich an ihr, die Anhänglichkeit und Treue zu dem Freunde bewies sich als Wahrheit und dies namentlich auch heute Nacht.

Sie bot auf, was sie nur konnte, dem Leidenden Erleichterung zu verschaffen, während sie ihm zugleich so tröstlich und liebevoll zusprach, wie eine Mutter ihrem kranken Kinde.

„Es wird wieder besser werden!“ — sagte jetzt Maxen, noch an ihrer Schulter ruhend und ihr einen

dankbaren Blick zuwerfend — „der Sommer ist bald herum“ . . .

„Sprich nicht, Lieber!“ — ermahnte das Mädchen — „schone dich und sprich nicht!“

„und dann“ — fuhr der Leidende, jetzt selbst tröstend fort, — „nimmt Schreier wieder das Theater auf und wir erhalten . . . neue Engagements!“

„Gewiß! gewiß!“

„Und dann haben wir wieder Geld . . . und leben wieder . . . recht lustig . . . und fröhlich mit einander . . . .“

„Schone dich nur jetzt, lieber Freund, bis dein Husten wieder ganz vorüber ist.“

„Wie den vorigen Winter .... weißt du noch?“ ...

Das Mädchen verschloß dem Sprechenden den Mund mit einem Kuß. Er suchte ihn zu erwiedern; aber es gelang ihm kaum.

Der Husten wiederholte sich; er mußte Blut spucken; man war daran gewöhnt.

„Der dumme Husten!“ — sagte Maxen, nachdem der Anfall sich einigermaßen gelegt.

„Du hast heute wieder zu viel und zu laut gescherzt und gesprochen;“ — meinte die Freundin — „die einfältigen Bauern sind es gar nicht werth, daß du dich so anstrengst.“

Ein trübes Lächeln flog über die abgelebten Züge des jungen Mannes, dann sagte er: — „wenn man nicht schreit, so ist der Witz für sie gar kein Witz.

Aber . . . das wird auch bald besser werden . . . der Husten hat doch schon abgenommen . . . bis Schreier . . . seine Bude wieder eröffnet . . . bin ich wieder . . . ganz wohl."

„So denke ich auch!" — sagte das, noch immer neben dem Leidenden knieende Mädchen und legte seinen Kopf bequemer an ihre Schulter; aber sie erschrak ... seine Stirne fieberte und doch standen Tropfen kalten Schweißes auf ihr.

„Wo Selbing jetzt nur sein mag?" — sagte er plötzlich — „wenn er wüßte, wie es mir ginge . . . er würde mir gewiß helfen; und Hohenhorst! . . . er war immer . . . ein guter . . . theilnehmender Mensch!"

„Willst du nicht einmal an sie schreiben?"

Maxen dachte eine Weile nach, dann sagte er erregt:

„Das ist ein guter Gedanke . . . . morgen! . . . morgen! . . . Wir sind so sehr . . . aus einander gekommen."

„Jeden führt das Geschick seine eigenen Wege."

„Wann ist wohl die Zeit herum, in der wir uns wiederfinden wollten?"

„Das kann ich dir nicht sagen, Lieber!"

„Auf der Burg am Rhein! — Sieh! sieh!" — rief hier mit einemmale Maxen laut und deutete in eine Ecke der Kammer zeigend — „der alte Ritter! . . . der Burgherr! . . ."

„Maxen!“ — sagte erschrocken das Mädchen — „du träumst!“ — Es ist dort nichts zu sehen, als ein altes Pferdegeschirr, das an einem Nagel hängt.“

„Er hat das Schwert halb aus der Scheide gezogen . . . .“

„Beruhige dich!“

„Und auf ihm steht . . . .“

„Fritz! . . .“

„Rast' ich, so rost' ich!“

„Thorheit!“

„Ja!“ — rief hier der Leidende mit erzwungener Lustigkeit: — „Rast' ich, so rost' ich!“ . . . ich will aber nicht rosten . . . will unserem Sinnspruch treu bleiben. Und . . . weißt du auch wie?“

„Nun?“

„Wenn ich wieder wohl bin . . . dann geht . . . das lustige Leben wieder neu an . . . dann lieben und küssen wir uns“ . . .

Maxen sank etwas zurück. Das Mädchen gab leise nach und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

Es schlug von der Dorfuhr Mitternacht. Der Nachtwächter schwieg. Er mochte eingeschlafen sein.

Urplötzlich überkam Maxen ein neuer furchtbarer Hustenanfall. Seine Gefährtin riß ihn entsetzt empor.

Sie rief um Hülfe. Niemand hörte es.

Sie wollte aufspringen, um die Leute im Hause zu wecken, aber sie konnte den Freund nicht aus den

Armen lassen, ohne Gefahr zu laufen, daß er sofort erstícke.

„Es ist so dunkel!“ — stöhnte er — „zünde das Licht an!“

Aber das Licht brannte. Das Mädchen versicherte es dem Freunde.

Seine Augen blickten, halb geschlossen, um sich. Sie waren glanzlos, ohne Ausdruck . . . starr . . . welk . . . die Hornhaut schlaff . . . die Pupille dem oberen inneren Augenwinkel genähert.

Das Mädchen rief abermals um Hülfe. Alles blieb todtenstill im Hause. Ein fester Schlaf lag über den, von dem Taumel der Kirchweihe übermüdeten Menschen.

Mit Entsetzen sah die Freundin Maxens, wie die Bewegungskraft in dem jugendlichen Körper allmählig erlosch; — das Athmen ward schwer und mühsam; — die Sprache unverständlich; — nur die Finger bewegten sich noch, als wollten sie etwas erfassen.

„Maxen! Maxen!“ — schrie das Mädchen auf — „stirb mir nicht! — du darfst mir nicht sterben!“

Ein tiefer Athemzug, . . . ein Strecken des Körpers . . . und . . . ein junges hoffnungsvolles Leben war dahin! . . . ein Licht erloschen.

Rachegeister.

Den Bemühungen Frida's bei der Gattin Halam Steinau's war es geglückt, eine — wenigstens scheinbare — Ausgleichung zwischen den beiden Eheleuten herbeizuführen. Frida's edles, zartfühlendes Herz, das, seitdem sie Mutter geworden, erst ein rechtes Verständniß für die Schönheit und Heiligkeit der Ehe, der Beziehung der Gatten unter einander, und der Aeltern zu den Kindern gefunden, konnte es nicht ertragen: die Frau, die doch einen großen Theil ihres Lebens für Halam und die Kleinen geopfert hatte, auf die Dauer von ihrem Gatten und den Kindern getrennt zu sehen. Sie machte es sich daher zur Lebensaufgabe, hier als rettender und versöhnender Genius aufzutreten, obwohl ihr Mr. Halam selbst, in seinem Thun und Wesen, ein wahrer Gräuel war. Uebrigens blieb sie ja auch nur die Triebfeder, während ihr Gatte, auf ihre dringenden Bitten hin, es übernahm, zu handeln.

Frida hatte sich, wie gesagt, diese Versöhnung zur heiligen Aufgabe gemacht, nicht aus Schwärmerei, die ihr ja völlig fremd war, sondern aus dem ganz einfachen, schlichten und naturwüchsigen Bedürfniß, gut zu handeln. Sie wußte es ohnedem recht wohl, daß, so sehr ein weiches und reizbares Herz dem Weibe zur Zierde gereicht, die Eindrücke der Uebertreibung — sie mag aus Ziererei oder allzugroßer Lebhaftigkeit des Gefühls entstehen — widrig sind.

Der vernünftige Mann schätzt ein gefühlvolles Herz; aber eine gar zu große Weichheit wird ihn stets verstimmen, mit Mißtrauen erfüllen und ärgerlich machen. Die romanhaften Gefühle der Weiber, welche dadurch entstehen, daß Bilder der Phantasie sich mit dem natürlichen Eindruck der Sache vermischen und diesen gewaltsam exaltiren, sind eine sehr gewöhnliche Ursache der unleidlichsten Verschrobenheiten.

Von allem dem war aber bei Frida nicht die Rede; was sie hier erstrebte, ging aus reiner Theilnahme und dem Trieb, Unrecht zu verhüten, hervor.

Für Halam Steinau's Gattin galt es allerdings einen ebenso großen Kampf durchzukämpfen, wie bei ihm. Er sollte die schöne Freiheit wieder opfern, die er sich — *seiner* Ansicht nach — durch eine, dem Manne mit Recht zustehende Entschiedenheit erobert; *sie*, die sich völlig unschuldig, in ihrem wohlbegründeten Rechte und schwer gekränkt und beleidigt fühlte, sollte nachgeben und da um Verzeihung bitten, wo sie

zu verzeihen gehabt hätte. Lautete doch der Brief, den Mr. Halam in dieser Beziehung seiner Zeit an Hohenhorst gerichtet: „Meine Frau soll sich selbst bittend an mich wenden und mir versprechen, daß sie mir in jeder Beziehung freie Hand in meinem Hause läßt. Ich bin der Herr und will er sein und bleiben!“

Was unter dem „in jeder Beziehung freie Hand lassen“ zu verstehen war, wußte die Verbannte nur zu gut: es schnitt ihr tief in die Seele; aber sie war ja „Mutter“ ... getrennt von ihren Kindern, die sie ohne mütterliche Liebe und Vorsorge wußte.

Und das „Mutterherz“ siegte. Mit jener moralischen Kraft, die eben auch nur einem Mutterherzen innewohnt, bewältigte Halam Steinau's Gattin ihren gerechten Unwillen, ihren Stolz und die Verachtung gegen jene Person, von der sie wußte, daß das Uebel ausging und unternahm die Schritte, die ihr Gatte in seiner unbeugsamen Härte von ihr verlangte. Gezwungenerweise konnte Halam nun nicht anders, er mußte sie zurückberufen.

Frida war überglücklich, daß ihr das edle Werk gelungen; auch ihr Mann freute sich darüber, nur trübte bei ihm ein eigenthümliches Mißtrauen diese Freude.

Wohlbegründeter und in weit stärkerem Grade vorhanden war dies Mißtrauen bei Hohenhorst's Freund,

Dorbisch, dem Hauslehrer der Kinder, da er Mr. Halam Steinau's Charakter wohl durchschaute. In Bezug auf diesen war er ja in der That schon öfter auf dem Sprunge gewesen, das Haus und seine Stellung in demselben zu verlassen und nur seine Liebe und Hingebung für die Kleinen, die der Mutter zärtliche Leitung entbehren mußten, hielten ihn von der Ausführung dieses Entschlusses ab. Sie hatten alle Drei in der letzten Zeit gekränkelt, waren trüb, ja gegen den Vater und alle übrigen Menschen — Dorbisch ausgenommen — scheu geworden, so daß sie gar nicht mehr dieselben wie früher schienen. Selbst der Vater, dessen Lieblinge und Spielpuppen sie waren, bemerkte dies und so kam es, daß die offene und rücksichtslose Erklärung Dorbisch's: „die Kinder würden in der That ernstlich krank werden oder verkommen, wenn Mr. Halam ihnen nicht die Mutter zurückgebe!" einen gewaltigen Einfluß auf den Beschluß der Versöhnung mit der Gattin ausübte.

Wirklich reckten sie auch jetzt wie Blumen, die nach langer Hitze und Trockenheit von einem warmen wohlthätigen Regen übergossen werden, ihre Köpfchen wieder freudig in die Höhe. Eine wahre Seligkeit spiegelte sich in ihren Gesichtern und der alte kindliche Uebermuth kehrte zurück.

Und welches Glück erfüllte die Mutter! In ihr armes, so lange gefoltertes und gequältes Herz, war Friede und Seligkeit eingezogen, so daß sie kaum des

Herben gedachte, das jetzt in manchen Beziehungen in ihrer Stellung lag, noch auf die Kälte und Härte achtete, die der Gatte ihr zukehrte. Liegt doch eine Zärtlichkeit in der Liebe einer Mutter zu ihren Kindern, die weit über alle anderen menschlichen Empfindungen hinausreicht. Keine Selbstsucht macht sie erkalten, keine Gefahr kann sie abschrecken, keine Härte kann sie erbleichen machen, kein Undank vermag sie zu ersticken!

Dorbisch entging dies alles nicht und als er es Hohenhorst erzählte, sagte dieser:

„Wenn alle Welt den Armen läßt,
Und wenn kein Herz ihm bliebe,
Am ewigen Himmel stehst du fest,
Stern heil'ger Mutterliebe!"

Wenn es nur nicht in anderen Herzen so ganz anders ausgesehen hätte!

Es ist eine Eigenthümlichkeit mancher Menschen, daß sie Diejenigen hassen, welche sie doch selbst verletzt haben. So ging es auch Halam Steinau. Seine gequälte und so sehr beleidigte Frau hatte ihm, schon gleich nach ihrer Rückkehr, — in dem Glück, ihren Kindern wiedergegeben zu sein — verziehen; er, der Beleidiger, that dies nicht.

In dem Bewußtsein hart und grausam, gefühllos und ungerecht gegen Diejenige gewesen zu sein, die

ein so großes Recht auf seine Liebe und Dankbarkeit gehabt hätte, lag eben der Stachel, der ihn verletzte. Selbstsucht und Eitelkeit gossen dann auch noch ihr Gift in die Wunde.

Darin aber harmonirte Halam nur zu sehr mit seiner kleinen Haushälterin; der, durch die Bedingung, die Halam gestellt und durchgesetzt: „daß sie im Hause bleibe", der Kamm des Hochmuths und der Eitelkeit nur gestiegen. Sie war weit davon entfernt, die Hoffnung aufzugeben: mit der Zeit eine zweite und dauernde Verbannung der Hausfrau bewirken zu können.

Indeß ließ sie sich nichts merken. Der größte Haß ist still, so still wie die beglückte Liebe, die größten Tugenden und . . . die schlimmsten Hunde. Aber der Haß ist dabei in aller Stille doch auch thätig, angreifend, verfolgend, und da seine Schwester die Rache ist, so gehen gewöhnlich beide Hand in Hand.

Halam Steinau und die Haushälterin konnten es Hohenhorst nicht vergessen, daß die Verbannte ihre Zurückberufung namentlich seinen Bemühungen zu verdanken habe. Ihr ungenirtes, alle Gesetze der Sittlichkeit in den Staub tretendes Zusammenleben war dadurch sehr gestört. Der Haushälterin schoß das Blut nach Herz und Kopf schon bei dem Nennen seines verhaßten Namens. Sie sann auf Rache und brütete darüber: wie sie ihn verderben könne.

Dazu kam, daß sich um jene Zeit eine tiefe Verstimmung Halam Steinau's bemächtigte. Der sonst

so sehr vom Glück begünstigte Mann hatte in der letzten Zeit schon verschiedene Male Unglück am Spieltisch gehabt und bedeutende Summen verloren. Zu sicher seines Glückes vergaß er der Vorsicht. Er lachte im Anfange mit einer gewissen Nonchalance und souveränen Verachtung über diese Laune seiner Glücksgöttin und suchte ihre Gunst durch ein noch höheres Spiel wiederzugewinnen. Aber es war, als ob sein Glücksstern wie durch einen bösen Zauber von ihm gewichen sei. Alle Menschen dieser Gattung sind abergläubisch; Halam, — der sonst auf der äußersten Höhe der Freisinnigkeit stand und Alles, was Glaube oder Aberglaube hieß, höhnisch und mit Frivolität verlachte, — war es in Betreff des Spieles auch: er schrieb sein Unglück der Rückkehr seiner Frau zu. Es war ja zugleich ein so bequemer Grund, seinen ungerechten Aerger gegen jene und Hohenhorst vor sich selbst zu beschönigen. Im Zustande der Leidenschaft sind die Menschen bekanntermaßen blind.

Halam war aber leidenschaftlich und übertrieben in jeder Beziehung, im Guten, was er wollte, wie im Schlechten. Die Ungeduld der Begierden, die allzugroße Lebhaftigkeit der Ideen, das wallende Blut und die verworrenen Begriffe rissen ihn nur zu oft zu thörichten, der Sittlichkeit und oft auch der Vernunft widersprechenden Handlungen hin. Hier trübte die Leidenschaft zum Spiel sein Urtheil.

Aber der scheinbare und erkünstelte Gleichmuth, mit

dem der vom Glücke Verwöhnte, im Anfange sein Mißgeschick am Spieltische trug, schwand bald; er ward immer leidenschaftlicher im Spiel und finsterer und mißgestimmter zu Hause. Seine arme Frau hatte viel zu leiden; aber sie trug es mit Geduld; verließ ihr Gatte das Haus, so fand sie Ersatz im Umgange mit ihren Kindern und der treuen Pflege derselben.

Die Reise Halam Steinau's nach Holland war daher für sie ungefähr dasselbe, was das Abnehmen schwerer Fesseln für einen armen Gefangenen ist. Halam mußte aber nach Holland, da er sich — wie wir wissen — mit einem großen holländischen Hause am Häringsfange betheiligt hatte und auch dort die Geschäfte in der letzten Zeit schlecht gingen.

Es giebt Menschen, deren unruhiger Geist fortwährend neue Arten von Beschäftigungen verlangt; zu diesen gehörte auch Halam Steinau. Nicht nur, daß er sich viel als Mäcen der Kunst zu schaffen machte, — seine Eitelkeit, die hier allerdings ein schönes Feld fand, trieb ihn auch an, junge talentvolle Männer an sich heranzuziehen, um mit deren Kräften unter seinem Namen eine Zeitschrift erscheinen zu lassen — „Die Emanzipation" — in der er seine oft baroken amerikanisch-mexikanischen Ideen in die Welt hinaussenden konnte. Hohenhorst, Dorbisch und Andere waren freilich — nicht auf seine baroken Ideen eingehend, sondern selbstständig nach ihrer Weise für Aufklärung und Fortschritt wir-

kend — die geistigen Träger dieses Unternehmens. Aber auch davon war Halam Steinau bald übersättigt; die Zeitung ging zwar fort; aber es mußte etwas Neues gefunden werden, seinen unruhigen Geist zu beschäftigen. Mittel dazu gab ihm sein großes Vermögen an Handen. So kam Halam Steinau auf den Gedanken, sich an dem Häringsfang zu betheiligen. Der Entschluß — er war daran von Amerika und Mexiko gewöhnt — war ebenso schnell gefaßt, wie ausgeführt. Wie sich von selbst versteht, war jedoch die Betheiligung nur eine finanzielle.

Aber auch hierin bezeugte sich das Glück Halam, ganz gegen alle Gewohnheit, untreu: der Häring ist ein launischer Geselle, der den Fischern oft arge Streiche spielt. Es giebt fast keine Fischerstation, die nicht in seinen Besuchen, sowohl der Zeit, als der Menge nach, den größten Wechsel zu erfahren hätte. Die Häringe blieben gerade diesmal an den holländischen Küsten aus und furchtbare Stürme richteten unter den Fahrzeugen der Häringsfänger großen Schaden an. Die Verluste trafen auch Halam Steinau sehr empfindlich; er kehrte doppelt verstimmt aus Holland zurück.

Indeß galt es, sich davon nichts merken zu lassen; der nächste Versuch konnte möglicherweise um so glücklicher ausfallen. Halam gab zur Feier seiner Rückkehr ein brillantes Fest auf „Villa Steinau".

Die alten Freunde waren geladen: die dicke Mrs. Sommer, der wandelnde Juwelen-Laden, wie sie Dorbisch nannte, und ihr Gatte, der frühere Sklavenhändler, — Mr. Mathews, der „Petroleum-Ritter" und noch zahlreiche Herren und Damen, zumeist Kurgäste, die dem Herrn des Hauses von früher bekannt waren. Auffallenderweise hatte Halam Steinau diesmal Hohenhorst übergangen. Wie immer war das Fest ein luculliſches, im höchſten Grade üppig und ſchwelgeriſch; die Tiſche bogen ſich unter feinen Speiſen und auserleſenen Weinen. Bei den Speiſen hatte Halam ſeinen Koch beauftragt, namentlich auf die Lieblingsgerichte Mr. Sommers und Mr. Mathews Rückſicht zu nehmen. Der Wein — und beſonders der Champagner — floſſen in Strömen und der ausgezeichnetſte Gin, direct von England bezogen, ſpielte eine große Rolle; Mr. Mathews allein conſumirte an zwanzig Gläschen. Die Cigarren, zu enormen Preiſen, hatte die Havanna geliefert.

Die Gattin des Hausherrn machte die Honneurs. Sie war artig und freundlich nach allen Seiten hin, wenn auch ein ſchärferer Blick in ihrem Benehmen die reservatio honoris erkennen mußte. Es war eine Rieſenaufgabe für ſie — nach allem dem, was vorgefallen, — bei dieſem Feſte und im Kreiſe ſolcher Menſchen die liebenswürdige Hausfrau abzugeben; aber Mr. Halam Steinau hatte es gewünſcht und der Wunſch war in einem Tone ausgeſprochen, der

genug sagte, um ihm Folge zu leisten. Ihr war entsetzlich zu Muthe: sie dachte an die unglücklichen Sklaven, die auf den Sklavenschiffen, auf welchen sie oft wie Häringe zusammengepackt liegen, zur Erhaltung ihrer Gesundheit zeitweise in kleinen Abtheilungen auf das Verdeck des Schiffes geführt werden, um zu tanzen und zu singen und die Peitsche erhalten, wenn sie beidem nicht nachkommen.

Desto behaglicher schien sich Mr. Halam Steinau zu fühlen: er war gesprächig, witzig — natürlich in seiner etwas derben Weise — lustiger denn je; und dennoch hatte sein Wesen etwas Gezwungenes. Wäre Dorbisch zugegen gewesen — man hatte ihn mit den Kindern nach Frankfurt geschickt — würde ihm dies nicht entgangen sein; auch wäre ihm sicher die ganz außerordentliche Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit aufgefallen, mit welcher Halam Steinau Mrs. und Mr. Sommer und Mr. Mathews heute behandelte.

Die Gesellschaft verließ, tief in der Nacht, in sehr vergnügtem und aufgeregtem Zustand „Villa Steinau".

Als die Herrin des Hauses sich zurückgezogen, trat sie noch einmal an die Betten ihrer Kinder. Wie sanft und ruhig schliefen sie! Auf ihren Gesichtchen lag der Friede Gottes, — der Friede, nach dem wir erwachsenen Menschen vergeblich ringen, — der Friede, nach dem sich ihr Herz so unendlich sehnte!

Thränen im Auge beugte sie sich über die Kleinen und drückte jedem derselben einen heißen innigen Kuß auf die Stirne.

Den anderen Tag erhob sich Halam Steinau in sehr übler Laune. Er hatte heute einen Schritt zu thun, der ihm etwas schwer ankam, obgleich er eines sicheren Erfolges gewiß war. Vom Glück verwöhnte Kinder wirft jede, auch die kleinste Unannehmlichkeit, die ihnen im Leben entgegentritt, aus dem breit getretenen Geleise der Behaglichkeit und erzeugt alsdann gewöhnlich üble Laune. Laune aber ist eine Art Leidenschaft, die, nicht heftig genug, sich zu entladen, sich gerne in sich selbst verschließt und nur desto bitterer am Inneren nagt; die moralischen Unverdaulichkeiten sind schlimmer und dauern zumeist auch länger als die physischen.

Niemand auf „Villa Steinau" wußte, woher der böse Wind pfiff, der heute ein so trübes Wetter über das ganze Haus gebracht.

Schon beim Frühstück litt der alte Daniel darunter: der Thee war jämmerlich schwach, — die Eier waren alt und hatten einen übeln Beigeschmack, — der westphälische Schinken, der gestern Abend noch von Allen gelobt worden war, sollte versalzen sein.

Und nun gar beim Ankleiden des Herrn! Nichts konnte der alte Daniel heute recht machen. „Was hast du denn, Dummkopf!“ — fuhr ihn der Gebieter finster an, — „du greifst ja heute Alles verkehrt an!“

„Vergebung,“ — entgegnete dieser — „ich wüßte doch nicht . . .“

„Wie kommst du zu diesen Beinkleidern? will ich denn auf einen Ball gehen?“

„Wenn Mr. Halam so freundlich wäre, mir zu sagen, was er beabsichtigte . . . .“

„Warum nicht gar!“ — rief der Hausherr — „alberne Neugierde!“

„Ich hätte mich nur gern mit der Wahl der Kleider danach gerichtet!“

„Neugierige kann ich in meinem Hause nicht gebrauchen!“

„Aber . . .“

„Und das sollen gewichste Stiefeln sein?“ — und Halam ergriff die Stiefeln und schleuderte sie von sich; aber der Schwung, den sie durch die Schwere der Absätze erhielten, führte sie in einem Bogen empor und mitten in einen Spiegel hinein, der klirrend in tausend Stücke zersprang.

Daniel erblaßte; diesmal aber rettete ihn die Eitelkeit des Herrn. Halam Steinau biß sich auf die Lippen; aber er sagte nichts. Was konnte einem so reichen Manne an einem zertrümmerten Spiegel gelegen sein.

Wenige Minuten später ließ sich der Hauslehrer melden.

„Was haben Sie?“ — frug der Hausherr barsch und ließ sich von Daniel ein Gläschen Gin reichen.

„Den von Ihnen gewünschten Artikel für die „Emancipation!““

„Ueber welchen Gegenstand? Ich weiß es nicht mehr! ich habe so tausend Dinge im Kopf!“ . . .

„Ueber die beste Art einer vernünftigen Religion Eingang bei den weniger gebildeten Massen zu verschaffen.“

„Pah!“ — rief Halam Steinau — „das ist wieder der Idealist! Setzen Sie lieber als Ueberschrift: „„Wie man aufhört, ein Spielzeug in der Hand der Pfaffen zu sein!““

„Aber . . .“

„Lesen Sie, lesen Sie! ich kann mir schon denken, was da kommen wird!“

„Wenn Ihnen der Aufsatz nicht recht ist, legen wir ihn zurück; gegen meine Ueberzeugung schreibe ich nicht, das wissen Sie, Mr. Halam!“

„Lesen Sie!“ — rief dieser. — „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Daniel! noch ein Gläschen Gin!“

Der Hauslehrer fing stehend an, den Aufsatz zu lesen; er war sehr schön geschrieben, freisinnig, aber mit verständiger Mäßigung. Kaum aber hatte er einen kleinen Theil desselben vorgetragen, als ihn Halam Steinau mit finsterer Stirne unterbrach, indem

er von seinem Sessel aufsprang und mit bitterem Spotte rief:

„Sind Sie des Teufels, Dorbisch? Wollen Sie mit Honig Krokodille fangen? Sie sprechen eine Sprache, welche der große Haufe nicht versteht; . . . Sie predigen eine Moral, welche für denselben zu hoch ist. Ueber euch Idealisten werden es die Volksverdummer wieder und immer wieder davon tragen, denn sie reden eben mit den Leuten, wie sie's verstehen!"

„Ich glaube, es kommt hier vor allen Dingen darauf an," — entgegnete der Hauslehrer — „die Menschen auf eine würdige Art und Weise zum Denken zu führen."

„Pah!" — rief Halam — „es kommt darauf an, den Pfaffen die Larve vom Gesicht zu reißen!"

Dorbisch wollte entgegnen; aber jener rief:

„Sie wissen, wie viel Strauß durch sein „Leben Jesu" und besonders seine „Dogmatik" genützt hat, und daß er seinen riesigen Erfolg weniger durch seine gelehrte Beweisführung errungen hat, als durch seinen treffenden Witz, giftigen Spott, beißenden Sarkasmus und seine Ironie. Ich frage Sie nun . . ."

Dorbisch konnte sich hier kaum des Lächelns enthalten, da er wußte, daß Mr. Halam diese Phrasen aus dem Munde eines jungen Philosophen entnommen, den er — wie das seine Art war — an sich gezogen hatte, um durch ihn zu glänzen. Das „Leben Jesu"

von Strauß und dessen „Dogmatik“ war nie in seine Hände gekommen.

„Ich frage Sie nun“ — fuhr Halam eifrig fort — „hat Strauß der Welt nicht unendlich genützt, indem er der Theologie die heuchlerische Maske vom Gesicht riß und sie dem Gelächter der gebildeten Welt Preis gab?“

„Dem Gelächter“ — wiederholte Dorbisch — „ich möchte doch gerade nicht sagen . . . .“

„Pah!“ — rief der Hausherr, dem die üble Laune wieder stieg, — „denken Sie, was Sie wollen, ich sage: dem Spott kann Nichts widerstehen. Bis dahin waren Hunderttausende gebildeter Deutschen kirchlich geblieben, obschon sie die Hohlheit der Kirche und ihrer Religion durchschauten; sie machten die Heuchelei mit und scheuten sich, ihre wahre Herzensmeinung zu bekennen. Die Keule des Spottes ist die wirksamste aller Waffen gegen die Thorheiten der Menschen. Sie wollen lieber schlecht als lächerlich erscheinen und darin haben Sie Recht!“

„Das ist nun meine Meinung nicht!“ — sagte hier Dorbisch ernst — „man muß der Menschheit für das, was in der Religion veraltet ist und sich überlebt hat, mit der neuen Weltanschauung einen erneuten und erhöhten Sinn für Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft geben.“

„Ei was!“ — rief Halam ungeduldig. — „Alles, was Spötterei nicht verträgt, ist werth, von ihr todt-

geschlagen zu werden; und zwar je eher, desto besser! So lange den Menschen noch etwas heilig ist, vertragen sie keinen Spott darüber; sobald sie aber den Spott vertragen lernen, den Fluch der Lächerlichkeit empfinden und ihre Götzen selber zu verlachen anfangen, haben diese aufgehört, ihnen heilig zu sein!"

„Eine Ansicht, die ihre Richtigkeit hat," — entgegnete der Hauslehrer — „die ich aber nicht vertreten werde."

„So lassen Sie es bleiben!" — rief Mr. Halam finster — „ich halte Sie nicht, weder an der Redaktion meiner Zeitschrift noch in meinem Hause!"

Dorbisch erblaßte . . . nicht wegen dem Verluste seiner Stellung; . . . es schnitt ihm der Gedanke schmerzlich durch die Seele, die ihm so lieb gewordenen Kinder verlassen zu müssen.

Halam Steinau ging, noch ärgerlicher als bisher, im Hause umher; die Zeit, sein Vorhaben auszuführen, war noch nicht gekommen. Im Wohnzimmer an seiner Frau vorübergehend, bemerkte er, wie diese einen Kleiderstoff für die Mädchen, den er gekauft hatte, mit anscheinender Mißbilligung betrachtete.

„Na, was giebt's wieder?" — frug er finster.

„Warum hast du meinen Rath beim Ankaufe dieses Stoffes nicht befolgt?" — sagte Mrs. Steinau in mildem Tone. — „Da hast du wieder etwas Schönes gekauft! du wählst auch immer das Schlechteste!"

„Ja wohl!“ — entgegnete der Gatte — „und mit dir habe ich angefangen!“

Und er warf die Thüre hinter sich zu und verließ das Haus.

Der Tag war vorübergegangen; es war schon sehr spät in der Nacht. Auf „Villa Steinau“ schlief Alles, außer zwei Wesen, die sich in dem Zimmer befanden, in welchem die herrliche Statue der Venus Callipyx aufgestellt war. Eine Astrallampe, deren Glocke von rothem Glase, verbreitete ringsumher einen röthlichen Schimmer, so daß er der wunderbarschönen Göttergestalt aus Marmor den Anschein menschlichen Fleisches gab. Die runden entzückenden Formen erhielten dadurch fast Leben. Es ließ sich kaum etwas Schöneres und Ueppigeres denken. Alles Uebrige des Zimmers verschwand dagegen in mystischem Halbdunkel.

Auf dem breiten Divan von dunkelrothem Sammt lag, leicht hingestreckt in zierlichem weißem Negligé, ein noch junges Mädchen. Es war Fräulein Julie, Mr. Halam Steinau's Haushälterin. Er selbst ging, die Arme auf der Brust verschlungen, die Stirne in düstere Falten gelegt, mit großen Schritten in dem Gemache auf und ab. Es schien stürmisch in seinem Inneren herzugehen.

„Nun!“ — sagte jetzt nach längerem gegenseitigem Schweigen in einschmeichelndem Tone die junge Haushälterin, — „können Sie sich noch immer nicht beruhigen? Ich sah Sie ja noch nie so aufgeregt. Schütten Sie Ihr Herz aus; Sie wissen, welch innige Theilnahme das meine an allem nimmt, was Sie betrifft.“

Halam schwieg und setzte mit verbissenem Zorne sein Auf- und Abgehen fort.

„Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir; das Hinundhergehen läßt Sie nicht ruhig werden. Es ist so schön hier; . . . wie manchmal haben wir hier schon vertraulich geplaudert und gescherzt. Kommen Sie, Mr. Halam, sprechen Sie sich aus, und es wird Ihnen leichter werden!“ — Diese Worte waren von dem Mädchen in einem Tone hingehaucht, in dem ein eigenthümlich wunderbarer Zauber lag: so weich, so mollig, so herzgewinnend.

Und doch schienen sie nur wenig zu wirken. Man hörte die Uhr picken, da der kostbare Fußteppich die Tritte des Auf- und Abgehenden nicht vernehmbar machte.

„Sie sagten mir immer,“ — fuhr das Mädchen fort — „wenn Sie mißgestimmt seien, bedürfe es nur einen Blick auf jene Göttergestalt und himmlische Beruhigung kehrte in Ihre Seele zurück!“

Halam blieb stehen, blickte das Kunstwerk finster

an und rief mit halberstickter Stimme: „Ich könnte sie zerschlagen!“

Bei diesen Worten lief ein flüchtiges Erblassen über das hübsche Gesichtchen der Haushälterin: Halam Steinau und die Venus zerschlagen?! Sein Ideal! seinen Stolz! seinen Abgott!

„Nicht doch!“ — flüsterte sie fast weinerlich — „lieber mich!“

Der Blick Halam Steinau's wandte sich langsam nach der Sprecherin:

„Bei Gott!“ — sagte er dann nach secundenlangem Schweigen — „Sie sind fast so schön, Julie, wie jene!“

„Spotten Sie nicht meiner!“ — entgegnete das Mädchen und leise Röthe kehrte auf ihre Wangen zurück — „wie lange wird es dauern, und ich muß dies Haus verlassen.“

„Nie!“ — rief Halam heftig.

„Um Gottes Willen, wenn man uns hörte!“

„Das Schlafgemach meiner Frau ist entfernt . . . im oberen Stock . . . wir sind sicher . . .“

„Sind sie davon überzeugt, Halam?“

„Wie von meinem Leben. Mein fest ausgesprochener Wille und Befehl steht wie ein Cherub mit flammendem Schwerte zwischen mir und ihr!“

Das Mädchen seufzte.

„Freilich! freilich!“ — rief Halam Steinau finster

— „die schöne Zeit für uns ist, wenigstens für den Moment, vorüber! Dieser Zwang! . . .“

„Es war so gemüthlich, so traulich! o, wenn ich daran denke!“ — sagte das Mädchen und schaute mit glühenden Wangen und strahlenden Augen zu Halam empor.

Die verschränkten Arme Halams sanken; er strich sich mit der rechten Hand über die Stirne, als wolle er sie glätten.

„Ich bin ein Narr!“ — rief er dann. — „Warum ärgere ich mich über die Schurken! Sie verdienen es nicht!“

„Welche Schurken?“ — frug das Mädchen gespannt.

„Ich habe sie mit Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit aller Art überhäuft!“ — fuhr der Hausherr fort und seine Stimme zitterte vor Zorn. — „Sie haben hundert Mal — und erst gestern noch — an meiner Tafel geschwelgt, und nun!“ . . .

„Ich staune . . . und nun?“

„Ja! meine lucullische Tafel ließen sie sich gefallen, meine Weine glitschten herrlich . . .“

„Von wem sprechen Sie, bester Halam?“

„Von wem anders, als von dem elenden Sklavenhändler, dem Menschenverkäufer, dem Peitschen-Baron . . .“

„Mr. Sommer?“

„Ja! und dem erbärmlichen, bornirten Petroleum-Ritter, den Gott in seinem Zorn erschaffen, der über seine eigene Dummheit stolpert, — dem früheren Hausknecht und Stiefelputzer . . .“

„Mr. Mathews?“

„Hätte dieser Jammermensch nicht durch reinen Zufall eine der ergiebigsten Petroleumquellen entdeckt — ein blindes Huhn findet wohl auch einmal eine Perle — so müßte er jetzt noch Stiefeln putzen und Holz tragen!“

„Und was haben Ihnen diese, Ihre beiden Freunde, gethan?“

„Meine Freunde? — der Teufel ist der Freund dieser Erbärmlichen!“

„Ich kann mich von meinem Staunen nicht erholen!“ — sagte die Haushälterin, von der kleinen Bosheit gekitzelt, die für diesen Augenblick in der Erwähnung lag, daß Halam Steinau mit der Freundschaft des edlen Mr. Sommer und des Petroleum-Ritters bisher immer geprahlt hatte.

„Was sie mir gethan?“ — wiederholte der Hausherr, und ging auf's Neue mit verschränkten Armen und großen Schritten auf und ab.

„Nun?“

Aber Halam schwieg immer noch; der alte Kampf mußte sich in seiner Seele erneut haben.

„Wenn Sie es nicht sagen wollen . . . so . . . will ich nicht neugierig erscheinen!“ — flüsterte das Mädchen. — „Ich frug nur aus Theilnahme. — Aber, o Gott! wie heiß ist es hier im Zimmer!“ und sie nahm das Halstuch von ihren Schultern.

Die Bewegung entging Halam Steinau nicht; er beugte sich zu ihr und drückte einen Kuß auf eine der entblößten Stellen.

Julie wehrte nicht; aber sie gab ihm den Kuß zurück, schlang einen ihrer schönen Arme um seinen Hals und sagte mit dem ihr eigenen schmeichelnden Tone:

„Sie wissen noch immer nicht, lieber Halam, wie gut und treu ich es mit Ihnen meine.“

Ton und Kuß wirkten besänftigend; er gab dem leisen Zug der ihn umschlingenden Arme nach und ließ sich neben der kleinen Haushälterin nieder.

„Halb zog sie ihn
Halb sank er hin,“

würde Selbing hier recitirt haben.

„Von Ihnen, Julie, weiß ich es, daß Sie es gut mit mir meinen!“ — fuhr Halam jetzt mit ruhigerer Stimme fort — „und so will ich Ihnen auch sagen, was mich so in Zorn gebracht und geärgert hat; ... Ihnen . . . verstehen Sie wohl, Julie, Ihnen. Gegen keine andere Seele würde ich mich darüber aussprechen!“

Ein triumphirendes Lächeln flog über der Haushälterin Züge: — „Daß ich schweigen kann, lieber Halam, wissen Sie!“

„Nun denn,“ — sagte der Herr des Hauses mit wohl bemerkbarer Ueberwindung — „ich habe in der letzten Zeit — wunderbarerweise seitdem meine Frau wieder zurückgekehrt ist — Unglück im Spiel!“

„Und das kann Sie, der Sie ein Krösus sind, alteriren!“ — rief schmeichelnd die kleine Haushälterin — „ich bin gewohnt, Sie über solche Kleinigkeiten lachen zu sehen. Kam Ihnen sonst etwas Aehnliches vor, — was ja am Spieltische nicht zu vermeiden ist — so warfen Sie mir noch jedesmal scherzend ein reiches Geschenk mit den Worten in den Schooß: daß kann einen Mann, wie mich, einen Millionär, nur reizen, dem Glück um so kühner die Spitze zu bieten!“

„Es ist diesmal etwas anderes!“ — entgegnete Halam Steinau, und seine Stirne legte sich auf's Neue in Falten.

„Wie so?“

„Die Verluste betreffen große Summen!“

„Wenn auch; was macht Ihnen das?“

„Und wiederholten sich unbegreiflicherweise sehr oft.“

„Seit der Rückkehr Ihrer Frau?“ — frug die Haushälterin mit leise verhüllter Bosheit — „sonderbar. Hätte sie uns der kluge und zartfühlende Herr Hohenhorst doch vom Halse gelassen!“

„Sie haben Recht, Julie! mit ihrer Rückkehr ist ein Unstern über mir aufgegangen."

„Ich habe Sie gewarnt, lieber Freund!"

„Es war eine Schwäche von mir, daß ich nachgab!"

„Woher stand Hohenhorst das Recht zu, sich in Ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen."

„Von einem Recht kann keine Rede sein!"

„Nun, so war es eine unverzeihliche Kühnheit. Sie haben ihn mit Güte überhäuft, — mit einer übergroßen Freigebigkeit bedacht . . . ."

Halam Steinau ward nachdenklich.

„Aber" — fuhr Julie, in dem Gespräche vorsichtig abspringend, fort — „Sie haben mir ja noch immer nicht gesagt, was Sie mit Sommer und Mathews vorhatten?"

„Nun!" — versetzte Halam Steinau finster — da ich auch mit dem Häringsfang Pech hatte und ohne die gehofften Gelder von Holland zurückkam, genirte mich das, . . . wenigstens für den Moment . . . . und so kam mir die lächerliche Laune . . . ich bin und bleibe deshalb ja doch Millionär . . . !"

„Nun?"

„Sommer um einen Vorschuß von elenden paar Tausend Thaler anzusprechen!"

„Und er that es nicht mit Freuden?" — rief die Haushälterin, sich rasch und mit solchem Ungestüm

halb erhebend, daß sich ihr Negligée bedeutend verschob.

„Nein!“ — sagte Halam — „der Elende, den ich für einen Freund hielt, ... der an seinem Sklavenhandel, an seiner Menschenverkäuferei Millionen verdient und in der englischen Bank niedergelegt hat; ... den ich; ... aber genug ... er verweigerte mir die Erfüllung meiner Bitte ... weil ich ... zu hoch spiele!“

„Und spielt er nicht?“ — frug das Mädchen, ihr Negligée wieder ordnend.

„Gewiß!“ — rief Halam — „aber wie ein filziger Holländer!“

„Und Mr. Mathews?“

„Machte es ebenso! Was versteht ein „Petroleum knight“ von Freundschaft und noblen Empfindungen ...?“

„Er hätte es sich zur Ehre rechnen sollen, daß ein Mann, wie Sie ...“

„Freilich!“

In dem Inneren der Haushälterin schien plötzlich ein Gedanke aufgegangen zu sein, der sie mit einer Art triumphirender Schadenfreude erfüllte.

„Mr. Halam,“ — sagte sie mit einem eigenthümlichen, fast vorwurfsvollen Tone, — „warum haben Sie Ihrer kleinen Julie nicht so viel Vertrauen geschenkt, sich über diesen Schritt mit mir zu berathen?“

Halam sah erstaunt auf — „Berathen?“ — wiederholte er gedehnt. — „Sie sind mir lieb, Julie, aber . . . haben Sie jemals gehört, daß ich mich in Geschäftssachen mit Jemanden — und nun gar mit einer Dame — berathe?!“

„Nun,“ — sagte die kleine Haushälterin etwas verblüfft, — „ich meinte ja auch nur . . . ich wollte ja nur sagen . . .“ Das einfältige Negligée verschob sich hier durch eine ungeschickte Bewegung abermals und zwar zu Gunsten einer annähernden Vergleichung mit dem „Götzenbilde“ — wie der alte Daniel die Statue der Venus Callipix zu nennen pflegte. Julie bemerkte es diesmal nicht; die Augen bescheiden niederschlagend, fuhr sie fort: „ich hätte Sie nur auf etwas aufmerksam gemacht . . . . nämlich darauf . . . daß Sie Herrn Hohenhorst viertausend Gulden dargeliehen haben.“

„Nun . . . und?“

„Die Rückforderung dieses Darlehens würde Sie der Verlegenheit enthoben haben, Mr. Sommer ....“

„Das geht nicht!“ — versetzte Halam rasch — „ich habe ihm versprochen . . .“

„Richtig!“ — rief die Haushälterin — „es nie zurückzufordern!“

„Das nicht; . . . aber wenigstens damit zu warten, bis“ . . .

„Vergeben Sie, Mr. Halam!“ — flüsterte hier

das schöne Kind, sich vertraulich anschmiegend — „ich falle in denselben Fehler wie Herr Hohenhorst!“

„Wie so?“

„Ich mische mich vorwitzig in Ihre häuslichen Angelegenheiten!“

„Das nicht, Julie!“ — flüsterte Halam und seine Augen ruhten entzückt auf den reizenden Formen der Kleinen. — „Sie sind mein Engel, das wissen Sie . . . und dürfen mit mir alles machen, was Sie wollen . . .“

„Ich durfte es einmal“ — murmelte das Mädchen in wehmüthigem Tone und eine Thräne trat in ihr Auge — „jetzt aber . . . seitdem Herr Hohenhorst ihre Gattin zurückgeführt . . . sind diese schönen Zeiten vorüber!“

„Wie so?“ — rief Halam und umschlang Julie zärtlich — „sind wir nicht hier beisammen, wie sonst auch.“

„Nur daß wir Beide jeden Augenblick fürchten müssen, entdeckt zu werden!“

„Pah! Halam Steinau fürchtet nichts, als daß seine Julie für ihn erkalte!“

„Wäre das auch möglich?“ — frug das Mädchen und sah Halam mit einem so zärtlichen und glühenden Blicke an, daß er sie entzückt umarmte und Stirne, Mund und Schultern mit Küssen überdeckte.

Den anderen Morgen schrieb Halam Steinau einen Brief an Hohenhorst, in welchem er — durch dringende Verhältnisse veranlaßt — um Rückzahlung des ihm geliehenen Kapitales von viertausend Gulden bat.

Ein Blitz aus heiteren Höhen.

Der rechte, der eigentliche Muth — der Muth des rechten Mannes — ist nicht der Kriegsmuth und Wundentrotz, sondern der Muth im Frieden, im Hause, im Unglück!

Hohenhorst sollte Gelegenheit bekommen, diesen Muth zu beweisen.

Es giebt auf Erden nichts, das einen schöneren und erfreulicheren Anblick gewährt, als eine Frau, die nur dann sich glücklich fühlt, wenn es mit ihr Gatte und Kinder sind; und die keine größere Ehre kennt, als ihr Haus hübsch in Ordnung zu halten. Dagegen muß aber auch der Mann von der festen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß er sich nirgends besser, nirgends angenehmer befinden kann, als im eigenen Hause. In den meisten Fällen ist die Frau selbst daran Schuld, wenn der Mann sein Vergnügen nach Außen sucht. Es ist fast undenkbar, daß eine liebenswürdige Frau durch den Zauber, den sie über sich selbst und ihre

Häuslichkeit zu verbreiten weiß, nicht den Mann dauernd an sich und das Familienleben zu fesseln wüßte.

Bei Hohenhorst und Frida hatte ein solch' glückliches Familienleben längst Boden gefaßt und fand seine Steigerung noch, seit der Vermehrung der Familie.

Das junge Paar war in der That so recht glücklich, so recht heiter und vergnügt und sein Glück verdoppelte noch das Kleine, dessen süßes Schlummerleben allmälig in jene Entwickelung überging, die Vater und Mutter — namentlich bei dem ersten Kinde — so zahllose Freuden bereitet.

Was hätte ihnen da fehlen sollen an einem fröhlichen Herzen und nur ein fröhliches Herz allein ist fähig, Wohlgefallen an dem Guten zu empfinden. Dabei lebten sie doppelt: er in ihr und sie in ihm und nicht nur das materielle Leben, sondern auch ein geistiges. Wenn das Kleine schlief, die Haushaltung besorgt und Hohenhorst mit seinen Arbeiten zu Ende war, tauschte das glückliche Paar seine Gedanken aus. Man sprach über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Politik, des öffentlichen Lebens, der Wissenschaften und — wie sich von selbst versteht — der Poesie.

Hohenhorst schrieb und schuf dabei nichts, was er seinem Frauchen nicht vorgelesen hätte. Schätzte er doch in Frida den feinen weiblichen Tact, der ihr, wie so vielen Frauen, von Natur eigen.

Was aber ihr Leben noch weiter verschönte und ihm besonders Bedeutung gab, war, daß sie viel mit einander lasen. Durch gegenseitiges Vorlesen blieben sie mit der Literatur au fait. Es verband sie dadurch auch ein höheres gemeinsames Interesse, während für sie Beide immer Stoff zu einer den Geist erfrischenden Unterhaltung vorlag. Kopf und Herz sind moralische Zwillinge, man muß dafür sorgen, daß keines verkürzt werde. Der gebildete Mann will ja in seinem Weibe nicht blos eine Haushälterin und die leibliche Mutter seiner Kinder haben, sondern eine Lebensgefährtin, die sich in gleichen Sphären der Bildung mit ihm bewegt, — seine Gedanken nachdenkt, — durch ihre Unterhaltung ihm Interesse gewährt, in seine Bestrebungen eingeht und mit erfinderischem Geiste auf tausenderlei Art das Alltagsleben verschönert.

Dabei konnte Hohenhorst dem Leitstern seines Lebens, seinem alten Clubb-Motto: „Rast' ich, so rost' ich!" um so treuer bleiben, als er durch Mr. Halam Steinau's Güte und Wohlwollen aller pecuniären Sorgen enthoben war. Als Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Emancipation" — deren belletristischen Theil er ja übernommen hatte — bezog er von jenem Mäcen und Schützer der Künste und Wissenschaften einen schönen Gehalt; während ihm außerdem das freiwillige Darlehen Halams von vier Tausend Gulden es nicht nur möglich gemacht hatte, den Verlag seiner

Gedichte selbst zu übernehmen, sondern in der neuesten Zeit auch die Herausgabe einer anderen Schöpfung seines Geistes, eines Sittenromanes, zu besorgen. Letzterer war unter der Presse und Hohenhorst arbeitete um so freudiger an seinem Erscheinen, als ihm dieses, sowie die verschiedenen Bändchen seiner Gedichte, einen sehr glücklichen Erfolg versprachen.

Wie freute er sich darauf, alsdann seinem generösen Wohlthäter einen Theil der geliehenen Summe zurückzahlen zu können, obgleich dieser ja, als er ihm das Geld fast aufgedrungen, gesagt hatte: „Ich denke, „Sie machen damit ein brillantes Geschäft und zahlen „mir in Jahren, wenn es Sie gar nicht genirt, die „Summe theilweise oder ganz — je nachdem sie „können — zurück. Von Zinsen ist keine Rede, — — „und können Sie nicht, nun so hat es auch nichts „zu sagen: Mr. Halam Steinau kommt es, wenn er „einen jungen talentvollen Freund unterstützen kann, „auf eine solche Bagatelle nicht an!“

Uebrigens war bei allen diesen Arbeiten auch der Quell des Dichtens bei Hohenhorst nicht versiegt. Im Gegentheil! Sein stilles häusliches Glück, — die freudige Behaglichkeit seines Daseins, ließen den Quell der Poesie nur um so frischer und freudiger in ihm sprudeln.

Erst in der letzten Nummer der „Emancipation“ stand folgendes schöne Gedicht von ihm:

Griechenland.

Es schwebt ein Bild im Sonnenglanz
Hoch über der Nüchternheit Streben;
Der Schönheit und des Ruhmes Kranz
In holdem Verein es umgeben:
Es rauschen die Saiten in Dichters Hand,
Dem schönen, dem herrlichen Griechenland!

Du herrlich Land voll Kraft und Licht,
Du Wiege des Edlen und Schönen!
Das Lied, das aus der Seele bricht,
Soll laut dir und jubelnd ertönen:
Soll preisen das Volk auch, das einst dir entstammt,
Des mächtiger Geist bis zum Himmel geflammt.

Soll preisen jene schöne Zeit,
Da liebliche Götter gewaltet;
Da sich in voller Herrlichkeit
Poetisch das Leben entfaltet;
Da dir in der jugendlich glühenden Brust
Noch Heldenmuth wohnte und Sangeslust.

Da tausend Künstler weit und breit
Mit herrlichen Werken dich schmückten,
Und Schönheitssinn und Heiterkeit
Noch jegliches Herz beglückten;
Da glänzend dein Himmel und heiter dein Loos
Und Jeder im Vaterland glücklich und groß!

O schönes Land! o schöne Zeit,
Verschwunden im Völkergewühle;
Daß doch ein Strahl der Herrlichkeit
Von euch einst . . . auf uns jetzt noch fiele:
Ein Strahl eurer Größe, so licht und rein,
Er weihte uns Alle zu Göttern ein!

Im Staub die stolzen Tempel ruhn,
Der Glanz und die Macht sind zerfallen;
Es brütet Todesstille nun
In öden versunkenen Hallen:
Dein Stern ist erloschen, dein Ruhm entflohn,
Er ruht bei den Helden von Marathon!

Verschwunden wie ein schöner Traum
Sind alle die hohen Gestalten.
Es läßt uns die Erinnerung kaum
Ein würdiges Bild mehr entfalten:
Wie liegst du so ferne, wie liegst du so weit
Der Menschheit geheiligte Jugendzeit!

O bleibe mir im Herzen ruhn,
Erinnrung des Großen und Schönen!
Verehrung diesem Heiligthum,
Und Griechenlands herrlichen Söhnen!
Ein Strahl eurer Größe, so licht und rein,
Er weihte uns Alle zu Göttern ein.

Es schwebt ein Bild in Sonnenglanz
Hoch über der Nüchternheit Streben;
Der Schönheit und des Ruhmes Kranz
In holdem Verein es umgeben:
Es rauschen die Saiten in Dichters Hand,
Dem schönen, dem herrlichen Griechenland!

Auch heute saß Hohenhorst arbeitend an seinem Schreibtische. Es war ein schöner Sonntagmorgen; aber lieblicher noch wie draußen däuchte es ihm in seiner kleinen bescheidenen Wohnung. Hier war Alles einfach, aber ungemein nett. Man sah, daß die sorgliche Hand einer guten Hausfrau hier waltete. An den Fenstern standen blühende Topfgewächse; die Vorhänge von weißem Musselin glänzten wie frisch gefallener Schnee; die bekannte Inschrift — der Wahlspruch seines Lebens —: „Rast' ich, so rost' ich!" war von einem leichten Epheukranze umschlungen. Es war dies ein Werk Frida's — und über Alles goß die Morgensonne ihr freundliches Licht.

Und in dem Nebenzimmer, in welches man durch die offenstehende Thüre hineinschaute, saß Frida — schmuck wie der junge Tag — mit einer Handarbeit beschäftigt, von Zeit zu Zeit mit glücklichem Lächeln auf ihr Kind schauend, das, wie ein kleiner unschuldvoller Engel, in der Wiege schlummerte, die neben der jungen blühenden Mutter stand.

Der Kanarienvogel aber, der sonst immer so laut hinausschmetterte, sang jetzt nur leise und mit halber Stimme, wie im Traume, als wolle er den kleinen Schläfer nicht wecken. Draußen aber, aus der Ferne, jubelten die Lerchen, — über die Dächer hin schwirrten, lustig schreiend, die Schwalben, — während Schwärme weißer Tauben an dem blauen Himmel hinflogen, wie lichte, vom Winde getragene Wölkchen.

O wie selig war es da den beiden jungen Leutchen zu Muthe!

Frida konnte nicht anders: sie erhob sich rasch, aber leise, schlich auf den Zehen zu dem Gatten, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn innig und herzlich.

In dem gleichen Augenblicke fingen die Glocken aller Kirchen zu läuten an, mit ihren metallenen Zungen die Andächtigen zum Gebete rufend. Auch Hohenhorst und Frida beteten: nicht mit Worten, nicht aus einem Gebetbuche, nicht in dieser oder jener Sprache . . . Hohenhorst hatte die Gattin auf seinen Schoß gezogen, . . . Frida lehnte ihr liebliches Haupt an die Brust des Mannes ihrer Wahl und in beider Seelen jauchzte es wie mit Engelzungen auf: „O Gott! Dank, Dank für die Liebe und Güte, mit der du uns überschüttet hast!“ Sie waren selig in dem Himmel reiner edler Liebe.

Plötzlich schlugen wunderbar herrliche Töne an ihr Ohr. Aus der nahen Kirche schallte ein prachtvoller, mehrstimmiger Choral, getragen von den gewaltigen Tonwellen der Orgel, zu ihnen herüber.

Hohenhorst und Frida lauschten mit zurückgehaltenem Athem.

„Herrlich!“ — rief endlich, als die Töne verklungen waren, Hohenhorst aus — „es ist doch etwas großartig Schönes um die Musik! Wo sie im Leben auftritt, und das geschieht ja bei so verschiedenen Ge-

legenheiten, gießt sie einen wahren Zauber über unser Dasein aus!"

„Und welchen wunderbaren Einfluß hat sie auf die Stille und Zufriedenheit des Gemüths!" — ergänzte Frida. — „Selbst den Charakter der Menschen veredelt sie!"

„Ja! ja!" — rief Hohenhorst begeistert — „sie ist eine heilige Gottheit!" — und er ergriff die Feder und schrieb, wie ihm der Geist dictirte:

An die Tonkunst.

Gegrüßt sei mir, o Tonkunst, Himmelsgabe,
Die einst der Mensch den Göttern abgelauscht;
Den Ew'gen selbst Erquickung, Lust und Labe,
Wenn sturmbewegt Apollo's Leyer rauscht!
Die Kunst zu malen mit der Töne Wellen,
In süßem Klang das Schöne darzustellen.

Mit kühnem Schritt durch alle Regionen
Führst du die Leidenschaft und . . . stillest sie;
Und sollten Haß und Neid und Ungunst thronen,
Du löst't den Mißklang auf in Harmonie.
Durch Töne die Versöhnung stets zu finden,
Weißt du in Einklang Alles zu verbinden.

Du bist die Kunst, die holde, zaubergleiche,
Die uns des Weltalls höh're Sprache lehrt;
Die selbst der Wilde in dem fernsten Reiche,
Der Mensch in seiner thier'schen Roheit ehrt;

Die, durch Amphion's Macht, beim Bau von Theben
Selbst Steine zwang, zu Mauern sich zu heben.

Der Schwermuth düst're Nebel kannst du lichten, —
Dein süßer Rhythmus spricht zu dem Gemüth, —
Indeß dein Hauch, den inn'ren Streit zu schlichten,
Das starr'ste Herz erweichet und durchglüht.
Es wird dem Troste willig sich erschließen,
Wenn mild und sanft die Töne sich ergießen.

In Tempelhallen brausen Orgelklänge
Wie Meeressturm, wie ferner Geisterchor,
Und tragen auf dem Fittig der Gesänge,
Der Andacht Glüh'n von Tausenden empor.
Mit frommem Sinn aus thörig ird'schem Schwanken
Erheben sich zum Höchsten die Gedanken.

Die Tuba ruft! die Schlachtgesänge schallen,
Dem Land der Väter drohet rings Gefahr!
Die Büchse knallt, die tapf'ren Streiter fallen,
Den Sturmesklängen folgt die kühne Schaar.
Es rauscht Musik . . . und mit der Töne Wogen
Zu Kampf und Sieg wird jeder fortgezogen!

Doch mit dem Sieg kehrt auch der Friede wieder;
Es ruft Musik zu Lust und munt'rem Tanz;
Aus Stadt und Dorf erschallen frohe Lieder,
Der Mädchen Schaar schmückt sich mit buntem Kranz;
Harmonisch muß Musik die Schritte leiten,
Wenn Paar an Paar im Tanz vorübergleiten.

Bist du denn, Tonkunst, nicht des Lebens Sonne,
Wenn unser Herz in Freude lauter schlägt?
Es gibt auf Erden keine höh're Wonne,
Als wenn dein Zauber uns zum Himmel trägt!
Und will es trübe rings auch um uns werden,
Mit dir bleibt stets ein Himmel noch auf Erden.

Doch nicht zur Lust nur rufst du, Gottgesandte,
Du schmeichelst sanft dich ein in's kranke Herz;
Du linderst mit unendlich süßem Zauber,
Den tiefsten Gram, der Seele herbsten Schmerz.
Gleich Engel, die den ew'gen Schöpfer loben,
Trägst du das Herz des Leidenden nach oben.

Gegrüßt sei d'rum, o Tonkunst! Himmelsgabe,
Die einst der Mensch den Göttern abgelauscht;
Den Ew'gen selbst Erquickung, Lust und Labe,
Wenn sturmbewegt Apollo's Leyer rauscht!
Du Kunst zu malen mit der Töne Wellen,
In süßem Klang das Schöne darzustellen!

Ein herzlicher Kuß von Frida's rosigen Lippen lohnte den Dichter. Dann traten beide Gatten an das Bettchen ihres schlummernden Kindes und schauten — sich mit den Armen gegenseitig umschlungen haltend — mit dem Ausdruck reinsten Glückes in die lieben stillen Züge des kleinen Schläfers.

Da wurde die Schelle gezogen. Gleich darauf

brachte das Dienstmädchen einen Brief herein, den sie dem Postboten abgenommen, und reichte ihn Hohenhorst.

„Von Mr. Halam Steinau!“ — sagte dieser. — „Wenn es nur nicht wieder eine Einladung ist. Ich habe gar keine Lust, sie anzunehmen; es ist mir immer so sonderbar unangenehm unter diesen Menschen zu Muthe!“

Dies sagend, erbrach Hohenhorst den Brief; aber kaum hatten seine Blicke die ersten Zeilen durchflogen, als er todtenbleich wurde.

„Um Gottes Willen!“ — rief Frida — „was ist dir?!“

Hohenhorst fuhr mit der Hand an die Stirne. Er schwankte, Frida leitete ihn nach einem Stuhle.

„Aber lieber, guter Mann!“ — rief sie mit zitternder Stimme — „was ist geschehen? was enthält der Brief?“

„Nur einen Augenblick!“ — flüsterte Hohenhorst — „der Schlag kam zu unerwartet! — — aber es kann ja nicht möglich sein! . . .“

„Was? was kann nicht möglich sein?“

„Er versprach mir ja . . .“

„Was? rede doch, lieber Mann! . . . .“

„Ich wies es zurück . . . ich wollte nicht! . . . er drang es mir auf! . . .“

„Hohenhorst!“ — schrie Frida auf — „Halam wird doch nicht! . . . .“

Hohenhorst reichte seiner Frau den Brief; sie ergriff ihn mit zitternden Händen, . . . las ihn . . . und fiel ihrem Freunde weinend um den Hals.

Lautlose Stille herrschte rings umher. Da brausten die Orgelklänge noch einmal auf und in wunderbar herrlichen Accorden schallte es im Chor aus der Kirche herüber:

„Wenn dich die böse Welt bedrängt,
Dir alle Sterne schwinden,
Dich selbst dein liebstes Leben kränkt,
Wo willst du Rettung finden?

O greife nicht nach außen hin,
Die Welt des Scheines wanket;
O bau' nicht auf der Menschen Sinn,
Der wie das Schilfrohr schwanket.

Nein, steige kühn hinab in dich;
Denn Kräfte, die nur schliefen,
Verbirgt dein unergründlich Ich
In seinen eig'nen Tiefen.

Nur du bist Herr in deiner Welt;
Hab' dich, so hast du Alles.
Du lächelst, wenn dein Glück zerfällt,
Dann selbst des wilden Falles.

Und bleibst du so dir selbst getreu,
Kann dich kein Schicksal ketten;
Du fühlst, der Gott in dir ist frei;
Trau ihm, er wird dich retten!"

Die Töne verklangen langsam und leise; aber sie hatten wunderbar auf die beiden so schmerzlich niedergeschmetterten Menschen gewirkt.

Hohenhorst erhob sich — zwar noch blaß aber ruhig und gefaßt — lehnte das Haupt seines theuren Weibes sanft an seine Brust, ergriff ihre Hand, und ihr mit einem Ausdruck unendlicher Herzlichkeit und Liebe, zugleich aber auch schönen männlichen Bewußtseins in die noch feuchten Augen blickend, wiederholte er mit hinreißender Zuversicht die Worte:

„Und bleibst du so dir selbst getreu,
Kann dich kein Schicksal ketten;
Du fühlst, der Gott in dir ist frei;
Trau ihm, er wird dich retten!“

„Verzage nicht!“

Der Brief Mr. Halam Steinau's mit der Kündigung und Zurückforderung der viertausend, Hohenhorst vorgeschossenen Gulden, schleuderte diesen einem gewaltigen Kampfe mit dem Schicksale entgegen; aber Hohenhorst war Mann in dem vollsten Sinne des Wortes: er nahm diesen Kampf ernst, fest und entschieden an.

Das erste, was er that, war, daß er sich selbst nach „Villa-Steinau“ in Homburg begab, um mit Mr. Halam Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Konnte er sich doch die Möglichkeit eines solchen Verfahrens seines früheren Gönners gar nicht denken. Es lag darin nicht nur eine unbegreifliche Inconsequenz, sondern auch, da ihm Halam das Darlehn förmlich aufgedrungen hatte, eine Ungerechtigkeit, die alle Grenzen überschritt. Indeß war diese Bemühung umsonst. Der Herr des Hauses hatte mit den Kindern und Fräulein Julie einen Ausflug in das Rheingau unter-

nommen; seine Gattin lag erkrankt zu Bett und Freund Dorbisch war nach Frankfurt gefahren, um sich nach einer andern Hauslehrerstelle umzusehen.

Ein langes und ausführliches Schreiben Hohenhorsts, welches er den kommenden Tag an Halam absandte und in dem er diesem vorstellte, daß ja für den Moment eine Rückzahlung für ihn völlig unmöglich sei, da er — auf Mr. Halam Steinau's ausdrückliche Aufforderung und seinen Rath hin — das Geld zu dem Verlag seiner Gedichte und sonstigen Arbeiten verwendet habe und nun doch erst das Ergebniß des Verlags abwarten müsse, hatte ebenfalls keinen Erfolg. Die Antwort war kurz und zeigte von einem verhaltenen Groll. Der Besitzer der „Villa-Steinau" bestand auf sofortiger Rückzahlung, da er sein Geld in dem Augenblick nöthig habe.

Auch ein zweiter Versuch, mit Halam ein vernünftiges Wort über diesen Gegenstand zu sprechen und ihn an seine eigenen Worte zu erinnern: „Damit verlegen Sie das dritte Bändchen Ihrer Gedichte, — machen ein brillantes Geschäft und zahlen mir in Jahren, wenn es Sie gar nicht genirt, die Summe theilweise oder ganz — je nachdem Sie können, zurück. Von Zinsen ist keine Rede, — und können Sie nicht, nun, so hat es auch nichts zu sagen: Mr. Halam Steinau kommt es, wenn

er einen jungen talentvollen Freund unterstützen kann, auf eine solche Bagatelle nicht an" — auch dieser zweite Versuch mißglückte: Halam war abermals vom Hause entfernt oder ließ sich verläugnen.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß Hohenhorst seiner Zeit — wie ja auch natürlich — seinem großmüthigen Gönner den Tag nach dem Feste einen Empfangschein über die viertausend Gulden ausgestellt, aber unvorsichtiger Weise dabei unterlassen hatte, zu bemerken, daß ihm die Zeit der Rückzahlung und die Art derselben freigestellt sei. Er war eben „Dichter" und ein edler Mensch, dem Wortbrüchigkeit Anderer nicht in den Sinn kam. Jetzt sah er das Thörichte dieser Handlungsweise zu spät ein — — jetzt, da sie ihn in eine furchtbare Verlegenheit versetzt, die Andere vielleicht zur Verzweiflung gebracht.

Indeß bewahrte Hohenhorst davor sein fester, männlicher Charakter.

Was ist natürlicher, als daß der Mann von Charakter in den Stunden, in welchen die Wucht eines unverschuldeten Unglücks ihn mit Bergeslast niederdrückt, — was ist natürlicher, als daß er in solchen Momenten sich in sich selbst zurückzieht.

Wenn ihm sonst, in glücklicheren Verhältnissen, der Frühling fröhlich entgegenlachte, so beachtete ihn jetzt das gedrückte Herz kaum. Wenn sonst sein Auge frei und heiter den Himmel in seinem entzücken-

den Blau, in seiner azurnen Reinheit selig widerspiegelte, so überzieht ihn der Kummer am schönsten Tage für den mit Sorgen belasteten Menschen mit trübem Schleier. Wenn in glücklicher Seelenstimmung die knospende Welt, die ersten grünen Blättchen, — die jüngsten duftenden Kinder des Lenzes, ihn mit den freudigsten Hoffnungen erfüllten, so rufen sie in dem gebeugten Herzen nur neue Sorgen, — in dem Auge des Unglücklichen nur eine Thräne der Wehmuth hervor.

Fröhlicher Sinn sucht das Gewühl fröhlicher Menschen; ein von der Wucht des Schicksals zerknirschtes Herz ist gern mit sich selber allein.

Wer sollte diese Erfahrung nicht schon gemacht haben? Wer dürfte sich rühmen, ein solches Schooßkind des Schicksals zu sein, das noch nie von Unglück oder Schmerz gebeugt? Wessen Leben floß wohl so ganz sanft und ungetrübt auf den Wellen der Lust und des ewig gleichen Wohlbehagens dahin?

Die unverkennbaren Spuren des Unglücks ragen ja — gleich ernsten Ruinen —, gleich öden Brandstätten —, gleich blutgedüngten Schlachtfeldern, auf deren einsamen, mit Leichen und Trümmern bedeckten Ebenen nur Tod und Verzweiflung herrscht — überall in das Leben hinein, wohin nur unser fragender Blick fällt!

Ja selbst Derjenige, der heute noch jubelt, weiß nicht, ob ihn morgen nicht schon das Schicksal erreicht

hat, — und die Wangen, die in dieser Stunde die Freude noch röthete, hat vielleicht mit dem kommenden Tag der Kummer gebleicht.

Wie soll sich da der Mensch gegen unverschuldetes Unglück, — ja selbst gegen die für schwache Seelen oft daraus erwachsende Verzweiflung bewaffnen?

Hohenhorst aber wußte und fühlte es: in einer so furchtbar peinlichen Lage, wie die war, in welche er gerathen, muß man mehr thun, als beten oder verzweifeln, — handeln muß man, — wehren muß man sich. Weder Mörder noch Diebe, weder Flammen noch Fluthen, weder Krieg noch Krankheit, weder Mißgeschick, Armuth noch Tod lassen sich wegbeten oder wegverzweifeln; aber Hunderttausende hat schon ein kühnes Handeln aus dem tiefsten Elende, aus der größten Verlegenheit gerettet.

Hohenhorst wußte in der That nicht: wo hinein? wo hinaus? Es ward zeitweise vollständig dunkel vor seinen Sinnen, — vor seinem Seelenauge!

Aber er riß sich doch immer wieder neu empor und frug sich: „Was ist jetzt zu thun? du hast nun einmal Dinge unternommen, welchen du nicht gewachsen bist! hast, wenn auch mit guter Absicht und fast dazu gezwungen, unvorsichtig gehandelt! Was sind jetzt die geeigneten Gegenmittel, um Rettung zu finden für dich, dein Weib und dein Kind!"

Und der Blick auf sein geliebtes Weib und sein liebes, theures, unschuldiges Kind gaben ihm das

höchste Gut: Geistesgegenwart zurück, und so ging die furchtbare Erschütterung seiner Seele, die der unerwartete Schlag über ihn gebracht, bei ihm nicht in Erschlaffung, sondern in höhere Spannung über. Er fühlte sich stark genug, der Gefahr kühn entgegen zu treten.

Freilich erleichterte ihm dies die Seelenstärke, mit der sein treues Weib, mit der Frida, die so ganz unerwartete ungünstige Wendung ihres gegenseitigen Schicksals trug. Jean Paul sagt einmal wunderschön: „Das weibliche Geschlecht senkt, wie gewisse indische Bäume, unter der Hand des Geschickes seine Zweige bis auf die Wurzel nieder und in die Erde; aber dann steht der gebogene Zweig als ein neuer Wipfel wieder auf."

Nach dem ersten niederschmetternden Entsetzen erhob sich Frida wieder und zeigte — wenigstens äußerlich und ihrem Gatten gegenüber — eine Ruhe, die diesem selbst zur Ruhe verhalf. Freilich verbarg sie dabei die Thränen, die sie in der Nacht weinte und sobald sie allein war. Die Sorge um die Zukunft wälzte sich ja wie mit Bergeslast über die bisher so Glückliche; aber sie wollte ihren Mann — den doch diese Sorgen jetzt noch viel mächtiger drücken mußten — nicht kleinmüthig machen und zeigte daher ein Vertrauen, welches ihr selbst fremd war.

Von allen Arten Muth gibt es eine Art, die die Frauen vor den Männern voraus haben, den, gegen

Schmerz; und Frida's Seelenschmerz hatte weniger sich selbst im Auge, als ihren so fleißigen, guten und edlen Gatten und ihr geliebtes Kind! So hob und kräftigte Hohenhorst auch die Treue seines Weibes — nicht die eheliche, die sich bei ihnen ja ganz von selbst verstand, sondern jene Treue, die ein gutes Weib in den trüben Stunden des Lebens durch das liebevolle Mittragen des Geschickes ihres Gatten beweist. Die Treue ist ja des Weibes schönster Schmuck, die Krone ihrer Liebe, der Adel ihrer Weiblichkeit. In der Treue vorzüglich erscheint die Würde des Weibes, weßhalb sie auch an ihm so hoch geehrt wird.

Frida besprach mit ihrem Gatten auf die liebevollste Weise alles: Woher wohl diese unbegreifliche Aenderung in Mr. Halam Steinau's Wesen und Benehmen gegen Hohenhorst stammen möge? — was nun zu fürchten, was zu thun und zu unternehmen sei? —

In Betreff des plötzlich so gehässigen Auftretens Halams gegen den jungen Schriftsteller ahnte dieser nun allerdings das Richtige: den geheimen Aerger und Zorn seines bisherigen Gönners darüber, daß er ihn moralisch gezwungen habe, das himmelschreiende Unrecht gegen seine Gemahlin durch deren Zurückberufung in ihre Familie und namentlich an die Herzen ihrer Kinder zu sühnen.

Das konnte nun freilich ein so reines und edles Wesen, wie Frida, weder fassen noch begreifen; noch

weniger aber ahnte sie, daß weibliche Verworfenheit die Schwächen eines Mannes auf wahrhaft diabolische Weise benutzen könne, um eigene Rachsucht und Haß mit dem Untergang und Verderben unschuldiger Menschen zu kühlen.

Was aber half und änderte dies auch an der Lage der Dinge?

Wie der Calamität abzuhelfen sei, war jetzt die Hauptfrage. Frida bat den Gatten, sie einmal selbst mit Halam Steinau sprechen zu lassen — sie durfte ja nur einen Besuch bei seiner Gemahlin vorschützen —; vielleicht vermochte sie es wenigstens dahin zu bringen, daß er einen Aufschub bewillige, bis Hohenhorst sein Guthaben bei den Buchhändlern, welchen er seine „Gedichte" zum Verkaufe anvertraut, eingezogen. Dann konnte wenigstens eine Abschlagszahlung gemacht werden. Das andere Werk befand sich ohnedem noch unter der Presse. Um auch hier zu Geld zu kommen, war Hohenhorst bereit, seine schöne Hoffnung auf einen größeren Gewinn zu opfern und es, sobald es erschienen, einem Buchhändler gegen Zahlung in Verlag zu geben.

Auf die Bitte Frida's wollte Hohenhorst lange nicht eingehen. Es war ihm ein peinlicher Gedanke, sein gutes edles Weib in einer so unangenehmen Lage gerade einem *solchen* Manne gegenüber zu wissen. Frida aber ließ nicht nach. Sie gestand das Peinliche zu, daß auch für sie in einem solchen Schritte

liege, erfaßte den Gedanken aber mit fast schwärmerischer Lebhaftigkeit, als ein Opfer, als eine heilige Pflicht, die sie dem Gatten schuldig sei.

Endlich willigte Hohenhorst, wenn auch widerstrebend, ein.

Mr. Halam Steinau empfing Frida mit fast übertriebener Artigkeit und einer zarten Rücksicht, wie man sie von ihm kaum hätte erwarten sollen; bat, nur mit seiner Frau über den Gegenstand nicht zu sprechen und bewilligte auf das Bereitwilligste die erbetene Frist.

Die Glückliche kehrte voll Seligkeit von Homburg und „Villa-Steinau" zurück. Hohenhorst aber schüttelte bedenklich den Kopf, so daß Frida fast böse über diese Ungläubigkeit ihres Mannes wurde: man müsse die Menschen für nicht ganz verdorben halten. Halam habe gewiß seinen Schritt bereut und sei jetzt seiner bessern Natur gefolgt.

Die unschuldige kindliche Seele! wie hätte sie es vermocht, Charaktere wie Halam und Fräulein Julie, seine würdige Haushälterin, zu durchschauen, ja nur zu ahnen!

Hohenhorst schwieg, aber er handelte. Nie stand die Devise seines Lebens: „Rast' ich, so rost' ich!" lebendiger vor seiner Seele, als gerade jetzt in diesen Tagen der schwersten Sorgen.

Mit dem Frühstück — schon um vier Uhr des Morgens — saß er an seinem Schreibtische und schrieb nach allen Weltgegenden hin an die Buchhänd-

ler, mit welchen er in Verbindung stand, — besorgte die Correctur seines sich unter der Presse befindlichen Werkes, — offerirte es einigen bedeutenden Verlegern Deutschlands, — — ja, er hatte die Seelenstärke, selbst in seiner jetzt so trüben und niederdrückenden Stimmung zu dichten. Freilich schrie der Schmerz in diesen Poesien auf; aber hierin liegt gerade der Stempel des wahren Dichters!

So das Sonett:

Verzage nicht, wenn dich des Schicksals Wogen,
Die sturmgepeitschten, schleudern hin und her;
Es bleibt ein Ungethüm des Lebens Meer,
Das Tausende schon um ihr Glück betrogen.

Doch nach dem Sturm siehst du den Friedensbogen,
Er glänzt am Himmel freudig dir und hehr!
Was dir Vernichtung schien, ist segenschwer,
Die Lüfte reinigend, dahingezogen.

So wird dein geistig Auge stets gewahren,
Wie aus Verwirrung, Stürmen und Gefahren
Die Schönheit und die Ordnung siegend bricht.

Des Winters Eis und Schnee muß erst zergehen,
Soll frühlingsschön und neu die Welt erstehen
Und grüßen dich in der Verjüngung Licht.

Wenn Hohenhorst ein solches Gedicht geschaffen und seiner Frida vorgelesen, ward es beiden leichter um die Seele, wenn sich auch manchmal ihre Augen feuchteten.

Indeß schien es, als ob sich alles gegen den jungen Dichter verschworen habe: Gelder gingen von den Buchhändlern keine ein; sie blieben die Antwort schuldig, — hatten im Augenblick keine Zeit oder vertrösteten auf die Buchhändlermesse. Auch für das andere Werk fand sich noch kein Verleger. Da kam — nach drei Wochen — abermals ein Brief von Mr. Halam Steinau, der auf sofortige Zahlung drang, . . . oder . . . gerichtliche Klage in Aussicht stellte.

Hohenhorst und Frida standen starr vor Staunen und Entsetzen; — ihr Glück war zertrümmert, — die Aussicht in eine glückliche Zukunft vernichtet!

Frida, neben dem Bettchen ihres sanft schlummernden Kindes stehend, fiel, laut weinend, ihrem Gatten in die Arme.

„Häßlich, aber gut!“

Hohenhorst war ausgegangen, um einmal bei Freund Flemming anzufragen, ob er nicht im Stande sei, ihn den Moment aus der furchtbaren Verlegenheit zu reißen, in welcher er sich unverschuldeterweise befand.

Frida saß mit rothgeweinten Augen an einer häuslichen Arbeit. Plötzlich wurde die Thüre weit aufgerissen und mit dem Jubelruf: „Frida! liebe Frida!“ stürzte eine geputzte dicke Dame auf die junge, erstaunt sich erhebende Mutter zu, umarmte sie und drückte sie mit solcher Heftigkeit an ihr Herz, daß diese im ersten Augenblicke gar keine Möglichkeit fand, den so stürmischen Besuch zu erkennen.

Aber es dauerte dies freilich auch nur einen Moment, dann entfuhr ihrer Brust der freudige Ruf: „Molly! Molly! Du bist es?“

Und in der That war es Molly, Frida's so theure Jugendfreundin: Molly Rosenthal geborene Goldstein,

die, nach Hamburg verheirathet, sie seit Jahren nicht gesehen.

Aber wie hatte sich die Freundin auch verändert! Aus dem reizenden Mädchen war eine prächtig aufgeblühte, dicke und starke Dame geworden: eine reife, orientalische Schönheit. Das fein geschnittene Gesichtchen hatte allerdings durch die jetzige Fülle etwas weniger Jugendliches; aber es war immer noch so lieb und schön wie früher. Die tiefdunkeln Augen funkelten jetzt noch feuriger wie damals; die dichten schwarzen Locken fielen noch reicher auf die Schultern; die runden Formen waren von verlockender Schönheit, während sich Eines gleichgeblieben: der heitere neckische Zug um die Mundwinkel. Auch die alte Jugendfrische und das heitere Wesen waren Molly geblieben und kleideten sie — bei fast überreicher Toilette — gar lieblich.

Frida konnte sich nicht satt an ihr sehen und hatte kaum Worte, ihr Erstaunen über die Metamorphose auszusprechen, die mit der Freundin in ihrem Aeußern vorgegangen. Glücklicherweise war dies in ihrem Wesen nicht der Fall; . . . Frida begriff kaum, daß sie sich so lange nicht gesehen, . . . so lange von einander getrennt gewesen seien, so gleich herzlich und innig war Molly's Benehmen, — gerade so, wie es vor ihrer Verheirathung gewesen! Freilich war dies bei Frida auch der Fall, nur konnte sich ihr in diesem

Augenblicke so gepreßtes Herz nicht so leicht und schnell zu ungebundener Freudigkeit aufraffen.

„Und was bringt dich so unerwartet hierher, liebe Molly?“ — frug jetzt Frida.

„Ein glücklicher Zufall!“ — entgegnete die Gefragte. „Mein Mann mußte rasch und unvermuthet eine kleine, über Frankfurt führende, Geschäftsreise unternehmen. Da kam mir der Gedanke, ihn zu begleiten, um mein liebes altes Frankfurt, meine guten Eltern und meine Freundinnen darin wieder einmal zu sehen. Die Kinderchen wissen wir in guten Händen und so war Rosenthal so freundlich, mich mitzunehmen.“

„Und bist du glücklich verheirathet?“ — frug Frida theilnehmend, indem sie daran dachte, wie schwer es der Freundin seiner Zeit angekommen, ihrem jetzigen Manne die Hand zu reichen.

„Ja!“ — entgegnete Molly heiter — „Ich bin recht zufrieden; unsere Ehe hat nichts Schwärmerisches, aber wir leben ganz angenehm mit einander; er ist allerdings häßlich, aber gut, sehr gut! Und wie steht es in dieser Beziehung bei dir?“

„Wie kannst du fragen, liebe Molly? Hohenhorst ist der beste und edelste Mensch auf der Erde und liebt mich so innig, wie ich ihn.“

„Und du bist Mutter?“ — sagte Frau Rosenthal — „die Anzeige, die du mir davon machtest, hat mich unendlich gefreut!“

Frida erröthete, stand auf und brachte ihr Kleines herbei.

„Ein allerliebstes Püppchen!“ — rief Molly, das Kind auf seine rosig-angeschlafenen Wangen küssend — „ich habe deren jetzt drei: zwei Knaben und ein Mädchen.“

„Glückliche!“

„Und dein Mann, wo ist er?“

„Er ist auf einen Augenblick ausgegangen.“

„Ich habe mit vielem Interesse seine Gedichte gelesen. Sie sind sehr schön und so tief gefühlt. Denkst du noch an das erste, das er dir schrieb?

„O wär' ich doch ein schöner Stern —
Ein strahlendes Gedicht —
Wie leuchtet' ich der Liebsten gern
Mit meinem reinsten Licht!“

Ich werde den Tag nie vergessen und sehe Hohenhorst gar oft in der Erinnerung, wie er — ein zweiter Lohengrin — zu uns Armen, auf der Insel Ausgesetzten, herüberfuhr, uns zu befreien.“

Frida blickte, einigermaßen verlegen, unter sich; ach! sie hätte bei dieser Erinnerung so gerne aufgejauchzt, . . . aber . . . Kummer und Sorgen schnürten ihr das Herz zu.

„Und wird er bald zurückkommen?“

„Ich hoffe es!“ — entgegnete Frida immer verlegener und mit gepreßter Stimme.

Molly schaute erstaunt auf: sollte sie sich getäuscht haben? — sollte am Ende gar die Ehe zwischen Hohenhorst und der Freundin unglücklich ausgefallen sein? Sie erschrak zum Tode.

Aber wie? . . . waren denn Frida's Augen nicht roth geweint? War ihr ganzes Wesen nicht ein eigenthümlich gepreßtes?

Sie hatte sich so sehr auf das Wiedersehen der theuren lieben Jugendfreundin gefreut, — hatte schon im Voraus auf der ganzen Reise in dem Jubel geschwelgt, den sie bei ihrem Zusammentreffen mit Frida erwartet! . . . und nun . . .

Plötzlich ergriff sie Frida's Hand, blickte ihr mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme in das liebe, etwas blasse Gesicht und sagte mit milder Stimme:

„Frida, liebe gute Frida! was fehlt dir?"

„Nichts!" — antwortete jene gedämpft.

„O doch!"

„Gewiß nicht, liebe Molly."

„Ich sehe dir es an! Du hast geweint!"

„Ich habe Kopfschmerzen."

„Kopfschmerzen? nein! Der Himmel gebe, daß es keine anderen Schmerzen sind!"

„Aber, liebe Molly, lege doch ab; . . . mein guter Mann wird sogleich zurückkommen!"

Kalter Schweiß trat auf Frida's Stirne: wie? wenn ihm Flemming die Bitte abgeschlagen haben sollte!

Molly stand auf, legte Hut und Ueberwurf ab; umfaßte alsdann aber die Freundin zärtlich, wie es in früheren Tagen oft geschehen, drückte sie an ihr Herz und sagte:

„Nun aber lege auch du ab!"

„Ich?"

„Ja! natürlich nicht Kleidungsstücke; . . . aber . . . den bösen Panzer, den du, deiner besten Freundin gegenüber, um dein Herz gelegt hast! Was ist dir? Du bist unglücklich! sprich, liebe gute Frida! öffne deiner Molly dein Herz."

Frida schwieg. Es ward ihr dunkel vor den Augen; — sie schwankte und mußte sich setzen.

Molly hielt sie längere Zeit schweigend in den Armen, dann sagte sie:

„Denkst du noch an den Morgen, da wir in meiner Eltern Wohnung einmal zusammen „Sabbath-Eingang" feierten? Es war ein gar schöner stiller Morgen. Mein Vater legte dir die Hand segnend auf das Haupt, er schätzte und liebte dich ja wie sein eigenes Kind. Denkst du noch daran?"

„Ja!" — flüsterte Frida.

„Und nachher gingen wir in mein Stübchen."

Die Freundin nickte mit dem Kopfe.

„Und . . . ich entlockte dir das Geheimniß deiner Liebe. Wie freudig bewegt waren wir da beide. Frida!" — rief hier heftig Molly — „sollten wir

uns beide getäuscht haben? verdient er deine Liebe nicht? sollte er dich unglücklich gemacht haben?"

Aber jetzt zuckte es wie ein elektrischer Strahl durch Frida's Seele. An die Möglichkeit einer solchen Vermuthung hatte sie nicht gedacht.

Rasch richtete sie sich auf und mit Blicken freudigen Stolzes rief sie:

„Nein, Molly! nein! wir haben uns nicht in Hohenhorst getäuscht! Er ist der edelste, beste Mensch! Wir lieben uns heute, wie damals, . . . und . . . es dürfte kaum auf Erden eine glücklichere Ehe geben, als die unsere!"

Molly sah die Freundin erstaunt an: „Aber" — frug sie — „was ist es alsdann, was dich so niederbeugt und wie ein Alp auf deiner Seele zu liegen scheint? Du bist glücklich in der Ehe! Du hast einen braven, fleißigen Mann, . . . du hast ein liebes, herziges Kind! — es soll Euch in jeder Beziehung gut gehen, . . . Eure Zukunft ist . . . . ."

Hier aber brach sich plötzlich die Seelenangst und die namenlose Qual in Frida's Brust Bahn! ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und schluchzend barg sie ihr Gesicht in Molly's Schoos.

Molly küßte die Freundin mit Zärtlichkeit auf die Stirne, dann sagte sie leise: „Weine dich aus, liebes Herz! Wenn dies aber geschehen ist, dann rede offen und frei zu mir; du weißt, wie gut ich es mit dir

meine. Ich beschwöre dich bei unserer Freundschaft: theile mir deinen Kummer mit."

Die Worte waren so herzlich gesprochen, — der Ton der Stimme klang wie ein so süßes Echo der alten Jugendfreundschaft an Frida's Ohr, daß sie sich gestärkt aufrichtete. Sie fühlte, wie das alte Vertrauen in ihr Herz zurückkehrte; ja, es kam ihr vor, als sitze sie wieder in Molly's Stübchen — Mädchen neben Mädchen, Freundin bei Freundin — um Molly eines ihrer kleinen unschuldigen Kindergeheimnisse mitzutheilen. Aber es trat noch etwas hinzu: Molly hatte den Verdacht gehegt, sie hätten sich beide in Hohenhorst getäuscht, . . . sie sei unglücklich in ihrer Ehe mit ihm, . . . das konnte sie auf dem so innig geliebten Manne nicht sitzen lassen; sie mußte ihn, — sie mußte sich rechtfertigen!

Und so trocknete sie denn ihre Thränen, legte ihre Hände in die der Freundin und schüttete dieser ihr ganzes Herz aus.

Molly hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Als Frida geendet, war es ihr unendlich leichter, obwohl die Freundin, ohne jede Aeußerung, in einem gedankenvollen Schweigen verharrte.

Endlich schien ein Entschluß in Molly's Seele aufzublitzen; die Muskeln ihres Gesichts belebten sich, — ein warmer freudiger Strahl zuckte aus ihren Augen und selbst der ihr so eigene neckische Zug, der bisher

fast verschwunden war, zuckte wieder schelmisch um die Mundwinkel.

Statt aller Antwort aber erhob sie sich zu Frida's Erstaunen rasch, ja fast mit Heftigkeit, nahm Hut und Ueberwurf, gab Frida einen leidenschaftlichen, herzlichen und innigen Kuß und wendete sich der Thüre zu.

Hohenhorst's Gattin stand auf's Höchste erstaunt und betroffen; sie wußte nicht, was sie von alle dem denken sollte.

„Aber um des Himmels willen wohin?" — rief sie — „Willst du mich denn so schnell und so verlassen?"

„Auf Wiedersehen!" — entgegnete Molly und ein unaussprechlich leuchtender Blick traf die Staunende. — „Auf Wiedersehen! Er ist häßlich, aber gut, sehr gut!"

Und damit verschwand die junge Frau unter der Thüre.

Frida stand noch erstaunt und ohne begreifen zu können, was dieser rasche und sonderbare Abschied der Freundin zu bedeuten habe, als ihr Gatte nach Hause kam.

Hohenhorst war verstimmt und sehr niederge-

schlagen: Flemming, sein alter Freund und Clubbgenosse, — Flemming, der sich als Geschäftsführer in einem der ersten Frankfurter Bankhäuser nicht nur eine brillante Stellung, sondern auch, wie allgemein bekannt war, schon jetzt ein bedeutendes Vermögen erworben — hatte bedauert, im Augenblicke nicht im Stande zu sein, dem Freund an die Hand gehen zu können.

Frida traute ihren Ohren nicht: „Und Holzhausen?“ — frug sie fast lautlos und mit zitternden Lippen.

„Ich war nicht bei ihm und gehe nicht zu ihm,“ — sagte Hohenhorst mit Bitterkeit — „ich habe an diesem Beweise, was Jugendfreundschaft heißen will, gerade genug! Verlasse sich Niemand auf den äußeren Schein, der wahre und der falsche Freund bedienen sich derselben Mittel: der Eine, um seine anscheinende Zuneigung zu beweisen, der Andere, um seine Falschheit zu verstecken!“

Frida stand einen Augenblick unbeweglich; dann trat sie zu ihrem Gatten, legte den einen Arm um seinen Nacken, ergriff mit der andern Hand die seine und sagte in weichem, liebevollem Tone: — „Nicht wahr, Lieber, du verzweifelst nicht, läßt den Muth nicht sinken. Es wird sich gewiß noch ein Ausweg finden lassen!“

Die junge Frau hatte dies in einem Tone gesagt, in dem ein wunderbares Gottvertrauen lag, und ein

solches wunderbares Vertrauen war seit dem Besuche Molly's über sie gekommen; sie wußte nicht warum? Und doch hätte sie es wissen können: es war Folge des Anblickes eines Wesens, das seiner Zeit geglaubt hatte, seinem Unglücke entgegen zu gehen und durch höhere Fügung jetzt doch glücklich war.

Schweigend gingen die beiden Ehegatten, nachdem Frida noch des Besuches ihrer Freundin erwähnt, jetzt ihren Geschäften nach: Hohenhorst zur schriftlichen Beitreibung seiner buchhändlerischen Ausstände, Frida zu ihrem Kinde. Und seltsamerweise wuchs heute ihre innere Zuversicht mit dem Anblick des Kleinen. In den letzten Tagen traten ihr jedesmal Thränen in die Augen, wenn sie das unschuldige, liebe Wesen sah und . . . an ihre und seine Zukunft dachte. Heute war es anders. Als sie an sein Bettchen trat, lächelte es ihr so freundlich entgegen, als wolle es sagen: „Verzage nicht! Derjenige, der mich euch und dem Leben geschenkt, wird uns nicht vergessen und verlassen!“

Eine Stunde mochte verflossen sein, seitdem Molly die Gattin Hohenhorst's verlassen, als ein Wagen am Hause vorfuhr und das Dienstmädchen Herrn und Madame Rosenthal anmeldete.

Das Erstaunen sollte heute für Frida nicht enden. Die beiden Angemeldeten traten ein und wurden auf das Freundlichste und Wärmste empfangen. Wie erstaunte dabei auch Hohenhorst über die aufgeblühte Schönheit Molly's, während ein Blick auf deren

Gatten ihn unwillkürlich im Inneren zu dem Ausruf nöthigte: „Gott, wie er häßlich ist!“

Das Gespräch war anfangs unbedeutend, wie dies bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, bis Herr Rosenthal zum Staunen Hohenhorst's und Frida's den ersteren bat, ihm ein kurzes Gehör privatim zu gestatten.

Hohenhorst war überrascht, führte indessen Herrn Rosenthal mit zuvorkommender Artigkeit in sein Arbeitszimmer, während sich die beiden jungen Frauen in einem anderen Gemache über ihre eigenen Angelegenheiten unterhielten.

Frida mußte viel erzählen: wie es ihr im Anfang ihrer Ehe gegangen, — wie sie sich in die neue Stelle gefunden, — wie sie mit ihrem Manne stehe und lebe, wobei es Molly, die ungemein guter Laune zu sein schien, nicht an pikanten und neckischen Fragen und Bemerkungen fehlen ließ, die oft der schüchternen Frida das Blut in die Wangen trieben. Aber auch von sich und ihrer Ehe erzählte die heitere junge Frau viel.

„Du wirst dich noch erinnern, liebes Herz,“ — sagte sie dabei — „wie ich seiner Zeit erschrak, als ich erfuhr, daß ich einem, mir bis dahin ganz fremden Manne verlobt sei; wie sich mein Schrecken aber zu stiller Verzweiflung steigerte, als ich seine Photographie sah. O Himmel! er war ja häßlich wie die Nacht!“

„Du hast dich oft bei mir ausgeweint!“ — sagte Frida, — „aber du warst bald wieder gefaßt und folgtest, als gute Tochter, dem Wunsche deiner Eltern!“

„Ja!“ — versetzte die schöne junge Frau — „aber, liebe Frida, mit schwerem Herzen! was hab' ich für Stunden durchringen und durchkämpfen müssen, um mich an den Gedanken zu gewöhnen, . . . diesem Manne nun für das ganze Leben zu gehören . . . und . . . eigen zu sein!“

„Du wußtest von deinem Vater, daß er ein guter, braver und fleißiger Mann sei!“

„Und reich, sehr reich!“ — sagte Molly lachend — „das gibt bei uns den Ausschlag!“

„Vermögen ist immer gut!“ — meinte Frida, einen tiefen Seufzer unterdrückend.

Ein warmer freudestrahlender Blick Molly's glitt über das etwas bleiche, schmerzlich bewegte Gesicht der Freundin.

„Ja! das fand ich auch selbst sehr bald!“ — rief die junge Frau heiter — „und zwar schon als Braut! Rosenthal überdeckte mich mit kostbaren Geschenken: Shawls, seidenen Kleidern, Spitzen, Juwelen u. s. w., und auf welches Mädchen sollte das keinen Eindruck machen?“

„Du hast mir damals alle die Kostbarkeiten gezeigt!“

„Und dennoch fühlte ich, daß ich, dir gegenüber,

arm war; du liebteſt und wurdeſt wieder geliebt; . . . und ich . . . . ich wurde — — Nun, ich wurde die Frau eines ſehr braven und guten Mannes, und das iſt auch etwas!"

Frida drückte Molly mit Wärme die Hand.

„Roſenthal blieb ſich mir gegenüber gleich. Bis zur Stunde iſt er die Aufmerkſamkeit ſelbſt und beeilt ſich, mir jeden Wunſch an den Augen abzuſehen. Aber das wäre das Wenigſte. Er iſt dabei ein ausgezeichneter Geſchäftsmann, — fleißig, wie kaum ein Anderer, einfach, ſolid und ſparſam im Leben und doch wieder am rechten Platze gut und wohlthätig, ja großartig freigebig, wo es einen edlen Zweck gilt. So habe ich mit der Zeit Roſenthal ſchätzen und achten gelernt und ſöhnte mich mit meinem Looſe aus. Ja, Frida, er iſt häßlich, aber gut, ſehr gut! und ſo leben wir denn ganz zufrieden mit einander und für einander und ſind in unſeren Kinderchen glücklich!"

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre von Hohenhorſt's Arbeitszimmer geöffnet und dieſer und Roſenthal erſchienen unter derſelben. Hohenhorſt's Geſicht glühte. Man ſah ihm eine freudige Erregtheit an. Molly und ihr Gatte wechſelten Blicke des Einverſtändniſſes. Ihre Augen ſtrahlten von einer ſchönen inneren Bewegung.

Frida ſtand ſtaunend; ſie konnte nicht begreifen, was hier vorgefallen, — was das Alles zu bedeuten habe?

Da trat Rosenthal auf sie zu, erfaßte ihre Hand und sagte: „Sie sind eine liebe Jugendfreundin meiner guten Molly; ich schätze mich glücklich, daß ich von Ihrem und dem Herzen Ihres trefflichen Mannes eine schwere Sorge hinwegnehmen kann. Athmen Sie wieder freudig auf, die Angelegenheit mit Mr. Halam Steinau wird noch heute geordnet."

Mit einem Freudenschrei stürzte Frida in die Arme Molly's. Diese aber küßte die Freundin auf die Stirne und rief:

„Hab' ich's nicht gesagt: er ist häßlich, aber gut, sehr gut!"

Nemesis.

Der Sommer war vorüber — — Herbst und Winter waren ihm gefolgt — — jetzt lag ein prächtiger Mai über der neu verjüngten Erde.

Die Glocke eines der schmucken Dampfschiffe, die in größerer Zahl an dem Rheinufer zu Mainz lagen, ertönte zum zweiten Male und ihre Stimme rief nicht umsonst so lustig und anlockend in die Welt hinaus: von allen Seiten kamen reiselustige Menschen daher, hier in gemüthlich ruhigem Schritt, den Weg und die Zeit bis zum dritten Läuten bemessend, — dort eilend und sogar springend, um ja noch das dampfende Fluß-Ungeheuer vor seiner Abfahrt zu erreichen.

Dicker schwarzer Rauch entquoll mit gewaltigem Brummen und Stöhnen dem Schornsteine des Dampfers und leise schlugen die Räder des Rheines grünliche Fluth, obgleich das Schiff noch fest lag.

Endlich war auch die letzte Frist verflossen, —

das Verdeck wimmelte von Menschen, — das dritte Zeichen ertönte, — athemlos stürzten noch einige Spätlinge über die Landungsbrücke; — Matrosen zogen die Bretter zurück; — der Ruf des Capitains erschallte, — der schwarze Rauch hörte auf, — die Maschine fing an zu stöhnen, — die Räder schlugen muthig in die Wogen . . . und dahin sauste in weitem schönem Bogen das schnelle prächtige Schiff.

Das alterthümliche Mainz mit seinen Kirchen und Thürmen, Palästen und Festungswerken blieb zurück und das herrliche, das zauberhaft-schöne Rheingau öffnete von ferne schon seine gastlichen Pforten.

Auf dem Verdeck des Dampfers aber wogte es hin und her. Die Meisten suchten sich bequeme Plätze, die, vor dem Luftzuge geschützt, den freien Blick in die Gegend boten. Andere gingen einzeln oder mit Freunden plaudernd auf und ab. Wieder Andere standen, jetzt noch mehr die Gesellschaft musternd als die Umgebung an den Ufern des breiten Stromes. Die Matrosen ordneten das Gepäck, die Kellner einzelne Frühstückstische.

Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Deutsche waren vertreten; auch ein Paar polnische Juden darunter und selbst ein Türke.

Aus den Taschen der Engländer kam der rotheingebundene Wegweiser und der „Course of the Rhine“ hervor, während sie mit kalter, abgemessener Ruhe — Hals und Körper gegen den frischen Morgenwind

wohl verwahrt — die Beine auf zwei, drei Stühle streckten und die Lady's zwischen Wällen von Shawls und Mänteln Platz nahmen.

Ueberall hörte das Ohr das gedehnte „Yes!“ und „No!“ während dazwischen das rasche Geschnatter lebhafter Franzosen und Französinnen das Trommelfell wie Hagelschlag traf.

Bei den Deutschen war das Gespräch noch nicht viel im Gang. Es zeigte sich auch hier, daß sie schwerflüssig im gesellschaftlichen Leben seien; dafür aber spiegelte sich das innere Leben bei Vielen um so schöner ab. Frisch und froh, wie der Morgen, lag es in den meisten Gesichtern und aus den Augen schaute die Freude heraus, die das Herz jetzt schon genoß und die ein herrlicher Tag voll Reiselust in noch reichlicherem Maße über die pfeilschnell Dahinfahrenden ausgießen sollte.

Der Himmel war dabei so rein, so blau, so hell, daß man mit den Lerchen, die an den Ufergeländen sich jubelnd hoben, hätte hineintauchen mögen in das azurne Meer, in dem die Sonne still und in erhabener Flammenpracht schwamm, die ganze Welt in Licht, Farben und Leben tauchend.

Erquickend fuhr der Morgenwind dazwischen, mit einzelnen Schmetterlingen die Blüthendüfte der Ufer herüberwerfend. Der breite Strom zog majestätisch, wie flüssiges Silber, dahin; während der Dampfer weiße langgedehnte Wogen in seine Fluthen schnitt

und mit seinen gewaltig arbeitenden Rädern zu beiden Seiten Berge von Schaum aufwarf, die — von den Strahlen der Sonne getroffen — in Millionen funkelnder Diamanten zerflatterten.

Jetzt kam man zwischen den Auen bei Biebrich hervor und erhielt mit einemmal die erste volle Ansicht des Rheingaues.

Ein freudiges „Ach! wie schön!“ — entrang sich der Brust Frida's, die, am Arme ihres Mannes, auf dem Vordertheile des Schiffes stand und vor Entzücken kein weiteres Wort hervorbringen konnte.

Hohenhorst drückte leise und überglücklich ihre Hand. — „Ja!“ — sagte er dabei, zu ihrem Ohre geneigt, — „es ist hier Alles so schön, so wunderbar herrlich, daß unwillkürlich der Gottgedanke der Allheit, die das Große mit dem Kleinen, die Sonne und Erde mit dem entpuppten Würmchen zusammenwebt, vor die Seele der Erquickung suchenden Menschen tritt, auch wenn er ihnen nicht klar bewußt wird!“

Die Höhen längs dem Ufer erhoben sich jetzt in Terrassen, auf welchen der Weinstock sein Reich aufgeschlagen, und schlossen sich in der Ferne in einem Halbzirkel, so daß der Fluß einem großen See glich.

Wie ein üppiger Garten lag das Rheingau da, mit Dörfern zwischen Baumgruppen und auf sanften Hügeln mit herrlichen Landhäusern geschmückt; in nicht allzugroßer Ferne die Umrisse von Schierstein und Walluff zeigend.

Ellfeld kam heran mit seinen gothischen Thürmen. „Stop!“ — tönte die befehlende Stimme des Capitäns. Das Schiff ging langsamer. Von Erbach kam ein Kahn mit Leuten heran — Frauen, Männer, auch Knaben, — sie stiegen unter gewaltigem Schwanken des kleinen Schiffchens an Bord.

Hohenhorst achtete nicht darauf; die Blicke auf das altehrwürdige Ellfeld gerichtet, dachte er an dessen römischen Ursprung und daß hier Heinrich Bechtermünz, ein Schüler und Gehülfe Guttenbergs, noch bei Lebzeiten des Erfinders der Buchdruckerkunst, eine Druckerei eingerichtet, welche schon im fünfzehnten Jahrhundert mehrere Werke zu Tage förderte.

Indessen hatten die Insassen des Nachens das Verdeck des Dampfbootes erreicht, als Frida plötzlich laut ausrief: — „Herr Dorbisch! Herr Dorbisch!“

Hohenhorst schaute erstaunt auf und in der That war es Freund Dorbisch der, von mehreren Knaben gefolgt, mit ausgestreckten Händen und strahlendem Gesichte auf den jungen Dichter und seine liebliche Gattin zueilte.

Das war ein ebenso unerwartetes als freudiges Wiederfinden nach langer Trennung; denn Dorbisch hatte das Haus Mr. Halam Steinau's fast um dieselbe Zeit verlassen, in welcher Hohenhorst — nach Ausgleichung der unangenehmen Auftritte mit jenem eitlen, prahlerischen und geckenhaften Emporkömmling — sich gänzlich von demselben losgesagt und auch seine

Stellung bei der Zeitschrift „Die Emancipation“ niedergelegt hatte.

Von da an war Dorbisch Hauslehrer bei einem Gutsbesitzer in Bayern geworden, mit dessen drei Söhnen er jetzt auf einer Ferienreise begriffen war. Von einer Fußtour über Schwalbach, Schlangenbad und Rauenthal zurückkehrend ließ ein glücklicher Zufall Dorbisch mit seinen Zöglingen gerade hier das Dampfschiff besteigen.

Jetzt ging es natürlich an ein gegenseitiges Ausfragen. Man hatte sich ja so viel zu erzählen und mitzutheilen.

„Und was führt dich und dein liebes Frauchen hieher?“ — frug jetzt Dorbisch den Freund.

„Eine Angelegenheit“ — entgegnete Hohenhorst — „von der ich dir früher schon öfter gesprochen!“

„Und die wäre?“

„Du wirst dich erinnern, daß ich dir seiner Zeit von unserem „Clubb der Neune“ erzählt.“

„So ist es!“

„Und daß wir Mitglieder desselben vor fünf Jahren unser Stiftungsfest auf einer Burg am Rhein sehr heiter, vergnügt und glücklich begingen.“

„Wobei euch der Burgherr, der alte steinerne Gast, zu dem Sinnspruch verhalf: „Rast' ich, so rost' ich!“

„Ganz recht!“

„Und beim Abschied verspracht ihr euch — da die Meisten von euch auf dem Sprung standen, in die

Welt zu gehen, — daß ihr, nach weiteren fünf Jahren euch an dem gleichen Tage und dem gleichen Orte zur abermaligen Feier des Stiftungsfestes wieder zusammenfinden wolltet."

„Ja! Der Gedanke entsprang aus dem Wunsche, unser schönes Jugend-Freundschaftsbündniß erhalten zu sehen und dabei zu erfahren, ob und wie jeder Einzelne von uns unserer Devise: „Rast' ich, so rost' ich!" nachgekommen sei."

„Und diese fünf weiteren Jahre sind vorüber?"

„Mit dem heutigen Tage."

„Und so kommt ihr heute wieder auf jener Burg-Ruine zusammen, dem alten Herrn und „steinernen Gast" eure Aufwartung zu machen?"

„Alle freilich nicht; denn zwei der Freunde sind schon heimgegangen!" — sagte Hohenhorst mit ernster Miene. —„ Auf die Anderen rechne ich; ... vorausgesetzt daß Flemming und Holzhausen nicht durch Börsengeschäfte zurückgehalten werden."

In den letzten Worten klang eine leise Ironie durch. Frida aber legte ihre Hand leise auf den Arm des Gatten, sah ihn liebevoll an und sagte leise:

„Ein edler Mensch, wie du, hat kein Gedächtniß für die momentane Schwäche eines Freundes. Wir sind alle Menschen und außerdem ist heute der Tag viel zu schön, um auch nur ein Fünkchen Groll im Herzen zu hegen."

Ein freundlicher und dankbarer Blick Hohenhorsts lohnte die liebevolle Ermahnung der Gattin.

Ein kleiner Frühstücktisch war unterdessen serviert worden: der Kaffe dampfte, Weißbrod und frische Butter lachten der Gesellschaft entgegen. Und wie schmeckte es so herrlich in der frischen Morgenluft! Und dabei der Jubel der Knaben, wenn ein neuer schöner Punkt sich zeigte.

Man begrüßte jetzt den immer näher rückenden Johannisberg, den Fürsten der weintragenden Hügel des Rheingaues. In Terrassen von Weinbergen sanft aufsteigend beherrschte er die ganze wunderbar-schöne Gegend mit patriarchalischer Würde. Freundlich schmiegte sich dabei der Rheingau mit seinen Flecken, Dörfern, Landhäusern und Klöstern zu seinen Füßen, während die dichtbewaldeten Berge mit ihren zerfallenen Schlössern die Arme schützend um ihn breiteten. Auf dem Gipfel aber ruhte als Krone das prächtige Schloß des Fürsten Metternich.

Ein lustiges „Vivat!" ein jauchzendes: „Hoch dem Johannisberg!" — erschallte jetzt von der einen Seite des Verdeckes her. Es ward von einer Gesellschaft munterer Studenten mit grünen Römern, wohlgefüllt mit dem köstlichen Weine, der jenem Berge selbst entsprungen, dargebracht zum Gruße dem schönsten Punkte der Gegend.

Dann sangen die lustigen Burschen in schönem Quartett mit markigen wohltönenden Stimmen:

„Gegrüßt sei uns Johannisberg,
Du schönster Berg am Rhein,

Der an der Sonne Jugendgluth
Uns kocht den Feuerwein.
Dir jauchzt der Zecher frohe Schaar
Den Dank des Herzens zu;
Kein Berg im ganzen Deutschen Reich
Ist so beliebt wie du!

Gegrüßt sei uns Johannisberg,
Du Spender edler Lust,
Gieß ferner Freud' und Lieb und Muth
In edler Männer Brust.
Verscheuch' der Sorgen düst'res Heer,
Durch deiner Reben Saft,
Und nähr' in Deutschlands Jugendblüth'
Die alte deutsche Kraft!"

Ein abermaliges donnerndes „Hoch!" erschallte weithin, während, von Schloß Johannisberg herab, Böllerschüsse den begeisterten Gruß erwiederten.

Das Frühstück war indessen eingenommen; die Knaben sprangen davon, um am Bugspriet des Schiffes die näherrückenden Orte besser beobachten zu können. Hohenhorst, Frida und Dorbisch aber behaupteten ihre Plätze, die Blicke der entzückenden Gegend zugewandt, und sich in weiteren Gesprächen ergehend.

„Nun habe ich aber auch noch einige Fragen an dich zu stellen, lieber Dorbisch!" — sagte jetzt Hohenhorst. — „Seitdem ich mich von Mr. Halam Steinau zurückgezogen, ward mir keine Nachricht mehr von ihm. Kannst du mir vielleicht Näheres darüber mittheilen, wie es jetzt mit ihm steht? Immerhin bin ich ihm

noch verpflichtet und dankbar für das Wohlwollen, das er mir seiner Zeit zuwandte, ehe — Gott weiß welcher böse Dämon — ihn mir entfremdete. Die Art seines Auftretens gegen mich war freilich unverantwortlich!"

„Und doch konntest du am Ende froh sein, von einem solchen Menschen loszukommen!" — sagte hier Frida. — „Vor allen Dingen wie ist es seiner guten, so schwer geprüften Frau ergangen?"

„Es giebt denn doch noch eine Gerechtigkeit!" — entgegnete Dorbisch. — „Ihr beide seid viel zu gute Menschen, als daß ihr das Verächtliche dieses Charakters ganz zu durchschauen vermocht hättet."

„Verderben wir uns unsere glückliche Stimmung nicht durch einen Blick in die Tiefen desselben!" — sagte Hohenhorst.

„Behüte Gott!" — rief Dorbisch. — „Ich will euch nur mittheilen was seiner Sünden Lohn! Daß er fast täglich und sehr hoch spielte ist Hohenhorst bekannt."

„Aber zumeist auch glücklich!"

„Bis sich das Glück mit einemmale wendete und er in große Verluste kam. Da ging es ihm denn, wie es bei fast allen Menschen geht, die sich der Leidenschaft des Spieles hingeben: Halam wagte immer größer und größere Summen bis seine Verluste so bedeutend waren, daß er sich nicht mehr auf dem alten Fuß in Homburg halten konnte."

„Bei einem so großartigen Vermögen, wie er eines besaß?"

„Erinnere dich, daß ihn auch in Holland schwere Schläge trafen.“

„Und seine Freunde?“

„Du meinst wohl Mr. Sommer und Mr. Mathews? Nun, die ließen ihn sitzen, als sie merkten, daß es mit ihm anfing schief zu gehen.“

„Es waren freilich Jammerseelen. Ich war jedesmal im Stillen unglücklich, wenn ich mit ihnen zusammen sein mußte. Aber Halam erfreute sich doch einer allgemeinen Verehrung?“

„Als außerordentlich reicher Mann, als Mäcen den er spielte, als freigebiger Krösus . . . ja! Als aber der Nimbus, der ihn als Millionär umgab, verschwunden war, lachten und spotteten ihn gerade Diejenigen am meisten aus, die bis dahin vor ihm am tiefsten im Staube gekrochen!“

„O die Menschen!“ — seufzte Frida auf.

„Um kurz zu sein,“ — fuhr Dorbisch fort — „als die großartigen Feste und luculliſchen Gastmäler auf „Villa Steinau“ nachließen, verließen die Ratten das Schiff. Aber es kam noch Schlimmres dazu, seine hübsche Haushälterin wußte es dahin zu bringen, daß er seine arme Frau zum zweitenmale verbannte . . .“

„Abscheulich!“ — rief Frida empört.

„Worauf diese auf Ehescheidung antrug . . .“

„Und“? — frugen Hohenhorst und sein Frauchen in größter Spannung zugleich.

„Auch von ihm geschieden wurde.“

„Gott sei Dank!“ — rief Frieda — erleichtert aufathmend.

„Aber unter welchen Verhältnissen?“ — frug Hohenhorst.

„Unter recht günstigen!“ — fuhr Dorbisch fort. — „Die Kinder wurden — namentlich auf meine Verwendung hin — ihr zugesprochen, so wie ihr und den Kindern auch von den Gerichten aus ein anständiges, wenn auch gerade kein glänzendes Vermögen gesichert ist. So lebt die gute, vielgeprüfte Frau jetzt still aber glücklich mit ihren Kindern in Wiesbaden.“

„Und Halam?“

„Wohnt jetzt in Norwegen.“

„Wo?„ — riefen Hohenhorst und Frida zugleich.

„In Norwegen!“ — wiederholte Dorbisch — „wohin er seine Häringsfischerei, von Holland aus, verlegte.“

„Und die prächtige Besitzung „Villa Steinau?“

„Nachdem ihm auch noch ein Franzose — er war Croupier am Spieltisch zu Homburg — seine Haushälterin, Fräulein Julie, entführt hatte, war ihm Homburg verleidet. „Villa Steinau“ wurde verkauft . . .“

„Und sein Herzblatt, die wunderbare schöne Statüe der Venus „Callipix?“ — frug Hohenhorst mit aufrichtiger Theilnahme; denn er hatte diese Schöpfung als Kunstwerk stets hoch geschätzt.

„Ebenfalls!“

„Ist das ihm möglich gewesen?“

„Halam fürchtete wohl," — versetzte Dorbisch mit ironischem Lächeln, — „es möchte ihr, bei ihrer spärlichen Bekleidung, in Norwegen zu kalt sein."

„Wie sich Welt und Menschen ändern!"

„Und so schied er denn," — endete Dorbisch — „von Niemand geliebt — immer noch im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, aber ohne Frau und Kinder, Freund und freundliche Erinnerung, leeren Herzens und mißmuthigen Geistes aus unserem schönen freundlichen Deutschland, um im fernen kalten Norden . . . Häringe zu fangen; das heißt: sich wo möglich noch einmal — nicht zum glücklichen, wohl aber zum reichen Manne aufzuschwingen."

„Und die dicke Mrs. Sommer?"

„Hat die Fettsucht und kann vor Fett nicht mehr gehen."

„Und der Petroleum-Ritter, Mr. Mathews?"

„Wurde, in Folge des vielen Gintrinkens, von einem Schlagflusse sanft heimgeführt."

Man hatte sich unterdessen dem schönen, freundlichen Bingen genähert, dem Orte an welchem sich Dorbisch mit seinen Zöglingen wieder von Hohenhorst und Frida trennen mußte, da er beabsichtigte die Knaben über Bad Kreuznach den Agatschleifereien zu Oberstein zuzuführen.

Jetzt ertönte die Schiffsglocke und das schlanke Schiff dampfte Bingen zu.

Bingen! wie reizend lag es da, mit seinen schönen

palastähnlichen Gasthöfen und dem überragenden Klopp, mit seinem neuen, in alterthümlichem Style erbauten Thurme.

Jetzt aber blieb keine Zeit zur Bewunderung der Gegend. Noch ein herzlicher Abschied und — Hohenhorst und Frida, dem Freunde ein letztes „Lebewohl" zuwinkend, flogen, vom Dampfer getragen, dem prachtvollen Strome weiter entlang.

„Rast' ich, so rost' ich!"

Aber welch' ein Jubel begrüßte Hohenhorst und Frida, als sie jetzt den Berg erstiegen hatten, auf welchem jene Burgruine lag, unter deren uraltem Gemäuer der „Clubb der Neune" vor fünf Jahren sein letztes Gründungsfest begangen: Selbing, Hänisch, Höltring, Holzhausen und Flemming waren zugegen, Storninghoff erwartete man noch.

Das war ein Fragen und Gegenfragen, ein fröhliches und herzliches Drücken und Schütteln der Hände, als ob die Passagiere eines im Sturm zertrümmerten Seeschiffes sich nach tausend und abertausend überwundenen Gefahren wiedergefunden hätten.

Auch Frida wurde von Allen herzlich begrüßt; Selbing aber rief voll Pathos, indem er ihre beiden Hände erfaßte und ihr freudestrahlend in das liebe Gesichtchen schaute:

„Ruhmvolle Königin! Du krönst heut'
Die heißen Wünsche deines Volks. Nun erst
Erfreu'n wir uns der segenvollen Zeit,
Die du uns schenkst.
Dies ist ein Tag
Der Freude! Möcht' er's Allen sein, und möchte
Kein Leidender auf dieser Insel trauern!"

Alle lachten.

„Es ist noch immer der Alte!" — rief Hohenhorst, seinen Arm um Selbings Schultern legend.

„Nicht ganz!" — entgegnete dieser schlau lächelnd.

„Wie so?"

„Du sollst es nachher hören."

Auch Hänisch und Höltring traten jetzt hinzu, die Gattin ihres Freundes zu begrüßen, die sie bis dahin noch nicht gekannt. Hohenhorst stellte ihnen Frida vor, wobei Selbing wieder Hänisch mit den Worten präsentirte: — „Unser hochgelehrter Freund; aber nehmen Sie sich vor ihm in Acht; er ist ein so eingefleischter Jurist und Mann der Gerechtigkeit, daß er beständig mit Gott und der ganzen gottvergessenen Welt prozessirt. Er ruft mit Hamlet aus:

„Wie lästig, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui drüber, pfui: Ein wüster Garten ist's,
Der ganz in Samen schießt; nur üpp'ges Unkraut
Erfüllt ihn."

„Glauben Sie ihm nicht!" — entgegnete Hänisch und ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um seine

Mundwinkel -- „ich zanke mich höchstens im Stillen mit mir selbst. Uebrigens könnte es nichts geben, das mich mit Gott und der Welt besser auszusöhnen vermöchte, als ein so hübsches und liebenswürdiges Frauchen, wie Sie!“

Frida verneigte sich lächelnd.

„Nehme dir ein Beispiel daran!“ — sagte Hohenhorst glücklich — „und hole dir auch ein Weibchen, dann werden dir die juristischen Grillen bald vergehen.“

„Ich bin kein Mormone!“ — sagte Hänisch. — „Meine Hand ist schon vergeben!“

„Hänisch?! . . .“

„An die edle Dame, die Juris prudensia!“

„Aber jetzt, Freunde!“ — rief hier Hohenhorst — „unsere erste Pflicht nicht vergessen! Wir haben vor allen Dingen „dem Burgherrn“ unsere Aufwartung zu machen.“

„Richtig!“

„Ja wohl!“ — ertönte es von allen Seiten.

„Dann müssen wir aber um diese hohe, so schön mit Epheu bewachsene Mauer biegen.“

Man that es; als plötzlich ein allgemeines „Ah!“ erschallte.

Alle standen überrascht und staunten den Platz an, an welchem sie vor fünf Jahren, bei einem frugalen Male gelagert, hinter wildverwachsenem Gebüsch den Grabstein des „Burgherrn“ entdeckt hatten.

Da stand er noch, der alte „steinerne Gast", finster und trotzig in die Welt und das bunte bewegte Leben da unten hinausschauend, das sich so ganz ganz anders gestaltet hatte, als in den Tagen seiner Größe, in den romantisch-barbarischen Zeiten des Ritterthums!

Da stand er noch, der alte Recke, ein treues Bild seiner Zeit, auf dem zu seinen Füßen niedergekauerten Löwen, — das Schwert halb aus der Scheide gezogen, mit den Worten auf der steinernen Klinge: „Rast' ich, so rost' ich!"

Da stand er noch; aber die Mauer war von dem wilden Gestrüpp gereinigt und vor ihr und dem Gedenkstein, dicht an der frischen Quelle, die schon vor fünf Jahren den Wein der heiteren Gesellschaft gekühlt, war ein Tisch aufgeschlagen, reinlich gedeckt und reich mit Speisen und Flaschen geziert.

„Nun, das muß ich sagen!" — rief Hohenhorst überrascht — „unser steinerner Freund weiß zu leben. Das nenne ich Gastfreundschaft!"

„Herr Bruder, was wir lieben!" — rief Selbing in freudigem Pathos mit Isolani aus Schillers Wallenstein, — „geschwind Jeder an seinen Platz! Der Terzky hat der Mutter Ehrenweine preisgegeben; es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloß!"

„Aber ist die Tafel auch für uns bestimmt?" — flüsterte Frida ihrem Gatten zu.

Hohenhorst trat näher: es waren zehn Gedecke; auf jedem einzelnen lag ein Zettel mit dem Namen

eines der neun Clubb-Mitglieder. Die Zettel auf welchen die Namen Roth und Maxen standen, trugen einen breiten schwarzen Rand. Das zehnte Gedeck war von einem hübschen Blumenkranz umgeben und ein zierliches Blumensträußchen trug den Namen „Frida Hohenhorst".

Man sah sich lächelnd und erstaunt an. Hohenhorst aber rief erschüttert:

„Bei Gott! das sieht man dem finstern Gesellen nicht an, daß er so zart- und tieffühlend sein kann."

Man erkundigte sich jetzt untereinander: wer von den Anwesenden diesen schönen Gedanken gehabt und durchgeführt. Niemand wollte etwas davon wissen. Als hinter der Mauer ein Kellner hervortrat und die Gesellschaft bat: Platz zu nehmen. Aber man wollte erst erfahren, wem man diese Ueberraschung verdanke. Indeß auch der Kellner war schweigsam wie das Grab; man konnte nur die Worte aus ihm herausbringen: „Der Burgherr!"

„Nun denn, sagte Hohenhorst —, „so laßt uns der freundlichen Einladung folgen und Ehre machen; aber" — unterbrach er sich plötzlich — „wo bleibt denn Storninghoff?"

Jetzt erst gedachten auch die Anderen des noch fehlenden Freundes. Sollte er sein vor fünf Jahren gegebenes Versprechen vergessen haben?

Sollte Storninghoff — die Freunde wußten zwar nichts Genaueres von ihm, doch hatte so viel verlautet,

daß er, von räthselhaftem Glück begünstigt, eine sehr bedeutende Stellung einnehme, — sollte sich Storninghoff, vom Glück geblendet, der alten Freunde nicht mehr erinnern?

Der Gedanke berührte die Clubb-Genossen peinlich; hatten es doch selbst Holzhausen und Flemming, die beiden Geldmenschen, über sich gebracht, ihrem Worte treu zu erscheinen.

Auch die andern zwei leeren Plätze mit den schwarz geränderten Zetteln und den Namen: Roth und Maxen warfen einen leisen Schatten über die sonst so heitere Stimmung. Namentlich Maxens gedachten Alle mit aufrichtiger Theilnahme. Das Bild des schönen, einst so blühenden, blondgelockten jungen Mannes, dessen liebenswürdiger Leichtsinn, dessen Witz und Humor sie sämmtlich so oft ergötzt und erheitert hatte, schwebte noch vor der Seele jedes Einzelnen. Es hielt jedem schwer, sich in den Gedanken zu finden, daß er untergegangen, — so traurig untergegangen sei.

Hohenhorst gedachte der beiden so früh heimgegangenen Freunde mit einigen liebevollen Worten und foderte dann die Gesellschaft auf, der Erinnerung an sie, die vor fünf Jahren noch so fröhlich hier unter ihnen gewesen, ein Glas zu weihen.

Alle erhoben sich und leerten dasselbe unter feierlichem Schweigen. In manches der Gläser fiel dabei eine Thräne aufrichtiger Theilnahme.

Die beiden Couverts wurden jetzt abgenommen und Selbing rief:

„Wirf ab die nächt'ge Farbe lieber, Hamlet,
Und laß dein Auge freundlich schau'n auf Dänemark!"

„Dem Andenken der Freunde und der Vergangenheit haben wir genügt, leben wir jetzt der Gegenwart und der Freude, uns nach so langer Zeit hier wieder zusammengefunden zu haben, mein erstes Glas und Hoch: „dem Clubb der Neune", dessen Stiftungstag wir heute feiern."

Und die Gläser klangen und ein donnerndes Hoch schallte in die Lüfte; dann, wie verabredet und doch nicht verabredet, stimmten Alle das Lied an, welches Hohenhorst vor fünf Jahren hier gedichtet:

Auf denn, ihr Freunde, im traulichen Bunde,
Füllet die Becher mit perlendem Wein!
Weihet der Freude die köstliche Stunde,
Möge der Freundschaft geheiligt sie sein:
Werde sich jeder in klopfender Brust
Glücklich des heiteren Daseins bewußt.

Lasset die Menschen, die thörigen, sinnen,
Wie sie erhaschen und häufen das Geld;
Laßt sie auch Schätze, wie Krösus, gewinnen,
Mag sie beneiden die gierige Welt!
Glücklich der Edle, der lächelnd es mißt,
Ueber die Freude den Jammer vergißt!

Rasch wie die Blumen des Frühlings vergehen,
Schwindet der Jugend gefälliges Glück,

Denkt, was die Stürme der Zeiten verwehen,
Führet kein Flehen, kein Gott euch zurück:
Darum, wer klug ist, erfasset die Zeit,
Immer zum Schlürfen der Freude bereit.

Mögen da draußen die Wolken sich thürmen,
Mag ihn bedroh'n auch das finst're Geschick,
Mitten im Toben und Heulen und Stürmen,
Heitert Erinn'rung ihm freudig den Blick!
Was er genossen in Liebe und Lust
Hebet dann tröstend die klopfende Brust.

Wenn sich die Menschen da draußen auch hassen,
Oede und dürftig das Leben erscheint,
Wollen wir lächelnd den Neid ihnen lassen,
Selber als Brüder in Liebe vereint:
Herrlich der innere Frühling erblüht,
Wo in dem Herzen die Freundschaft noch glüht!

Darum, ihr Freunde, reiht fest euch zusammen,
Hier in dem heit'ren, dem glücklichen Rund;
Schon in der Augen begeistertem Flammen
Giebt sich das Nahen der Götter euch kund:
Bacchus und Hebe, in holdem Verein,
Schenken den Becher der Freude euch ein!

Abermals klangen die Gläser lustig und alle Anwesenden leeten sie bis auf den Grund. Frida aber wurde allgemein — auf Selbings Vorschlag — als Göttin der Jugend und Tochter des Zeus und der Here — „als Hebe", zu dem Amte erhoben, den Nektar zu credenzen. Heiter und ungenirt, mit natur-

wüchsiger Grazie, nahm sie den Scherz auf und genügte ihrem neuen Amte zur Zufriedenheit Aller. Und Alle waren so recht aus Herzensgrund vergnügt und glücklich und Witz und frohe Laune würzten das Mahl.

Als man aber abgespeist hatte, erhob sich Hohenhorst und rief:

„Und nun, meine Freunde, zur Hauptsache! Wir sind, wie ihr Alle wißt, nicht nur hier um uns wieder einmal zu sehen, zu begrüßen und unserem Clubb neue Dauer zu geben, sondern namentlich auch, um Rechenschaft davon abzulegen, ob und wie wir der Devise desselben: „Rast' ich, so rost' ich!" — die wir ja hier dem Schwerte des Ehren-Burgherrn entnahmen — treu geblieben sind und welche Erfolge wir dem Streben, nach dieser Devise zu leben, zu verdanken haben!"

Alle waren damit einverstanden: Hebe füllte auf's Neue die Gläser und nun ging es an ein Berichten und Erzählen der hauptsächlichsten Thatsachen in den Erlebnissen eines jeden Einzelnen.

„Nun!" — rief Selbing heiter — „spitze deine Ohren, alter Burgherr: dem Verdienste seine Krone! Ich denke, wir, die wir hier sitzen, haben dir beiläufig Ehre gemacht! Indeß soll deine und die Geduld der Freunde nicht lange in Anspruch genommen werden. Ihr wißt es Alle, in meinem Herzen wohnte von jeher nur eine Liebe, . . . die Liebe zu der edlen Kunst

des Mimen; und hier kann ich mit Romeo's Julie rufen:

„Mein Lieben ist an grenzenloser Tiefe
Dem Meere gleich, ich habe desto mehr,
Je mehr ich gebe, Beides ist unendlich!"

„Und so bin ich denn noch immer der alte Enthusiast für die Schauspielkunst im reinsten und edelsten Sinne des Wortes — — und dennoch — — ich habe, nachdem ich redlich unserer Devise „Rast' ich, so rost' ich!" treu geblieben und nach dem Höchsten in meiner Kunst gestrebt habe, — — die Kunst an den Nagel gehängt — — und bin jetzt — — Gutsbesitzer!"

„Wie?! — rief es von allen Seiten — „Gutsbesitzer und nicht Schauspieler mehr?"

Und Selbing entwarf nun in flüchtigen Zügen ein Bild von seinem Leben in den letzten Jahren; wie er ohne Rast und Ruh redlich gestrebt, um es zur Meisterschaft auf der Bühne zu bringen, endlich aber doch eingesehen habe, daß ihm zu Vielerlei im Wege stehe, um die Palme der Vollendung hier zu erreichen. Da habe er denn, mit einem Blick auf ihr Motto, einen festen und entschiedenen Entschluß gefaßt, sich mit Gewalt von der ihm so lieben Bahn losgesagt und einen andern Weg der Thätigkeit ergriffen.

„Mit dem Rufe" — fuhr Selbing fort — „Rast' ich, so rost' ich!" ließ ich mir von meinem Oheim mein kleines, bei demselben klugerweise deponirtes

mütterliches Vermögen zurückgeben, wodurch es mir möglich wurde, ein bescheidenes Landgut zu kaufen, das mich nährt und auf dem ich für die Zukunft mir und der Kunst — natürlich nur in beschaulicher Weise — leben werde. So bin ich mir und meiner Liebe treu geblieben und habe mir eine schöne und angenehme Stellung im Leben erworben, von der aus ich als Mensch und Staatsbürger noch manches Gute wirken kann. Dabei habe ich mir Gesundheit und Frohsinn erhalten und rufe heiter mit dem Vater im „lustigen Alten“:

„Mag die Weisheit immer
Uns're Mahle weih'n . . .
Aber laßt uns nimmer
Zu vernünftig sein.
Zuviel Weisheit machte
Manchen kalten Tropf,
Doch kein Froher lachte„
Sich um Herz und Kopf!“

Alle lachten hier ebenfals und freuten sich mit Selbing, daß er es klüger als Maxen gemacht, der durch leichtsinnig-verkehrte Auffassung ihres Motto's und durch die frivole Anwendung desselben auf Haschen nach Genuß und Befriedigung seiner sinnlichen Neigungen, dem Untergange so früh in die Arme gesunken sei.

Nur Hänisch hatte in das Lachen nicht einge-

stimmt; er war ernst geblieben, wie immer. Jetzt erhob er sich und sagte:

„Freunde, ich muß gegen die Ansicht meines Vorredners protestiren. Es ist gesetz- und polizeiwidrig wenn man von „zuviel Weisheit“ spricht. Zuviel Weisheit kann es niemals bei den Menschen geben; daher lobe ich mir auch die alten Aegypter, die, wenn sie bei ihren Gastmahlen beisammen saßen, stets einen Mumiensarg herumtragen ließen, um sich an den Ernst des Lebens zu erinnern.“

„Nun!“ — sagte hier Hohenhorst heiter — „da muß es dir ja bei unserem heutigen Feste doppelt gut gefallen, denn du darfst ja nur deine Augen aufschlagen und so siehst du auf den Grabstein des würdigen Burgherrn und hast dein Memento mori!“

„Schade!“ — rief Selbing — „daß unser guter leichtsinniger Maxen nicht hier unter uns ist, der würde auf euer Memento mori mit dem Liedchen geantwortet haben, das er gar schön und drollig bei ähnlichen Gelegenheiten zu singen wußte!“

„Welches Liedchen?“

„Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Lies es rückwärts und von hinten,
Du wirst einen Nebel finden,
Welcher plötzlich muß verschwinden.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Stärke!

Der des Löwen Schlund zerrissen,
Tausend auf einmal geschmissen,
Hat auch in das Gras gebissen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Ehre!
Trägt man dich des Todes Straßen,
Wird der Bauer auf der Gassen
Seinen Hut wohl sitzen lassen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Wissen!
Plato, der so kunstvermessen
Wie ein Gockelhahn gesessen.
Hat schon längst auch ausgegessen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Sind der Menschen Schätze!
Deinen Erben, die schon lachen,
Mußt du deine besten Sachen
Und dem Tod . . . die Haut vermachen!"

Neue Heiterkeit brach aus.

„Ganz Maxen!" — sagte Hohenhorst; hielt aber plötzlich inne und deutete lächelnd auf Häniſch.

Dieser saß regungslos auf seinem Stuhle, kaute an den Nägeln, und starrte vor sich hin, ohne zu hören und zu sehen, was um ihn her vorging.

Die Heiterkeit mehrte sich.

„Häniſch!" — rief dabei Hohenhorst — „He! alter Freund und Professor, an was denkst du?!"

Hänisch fuhr aus seinen Träumen auf.

„An was hast du eben gedacht?“ — frug Selbing.

Der junge Rechtsgelehrte griff an seine Stirne; dann sagte er:

„Ja so!“

„Was hast du eben gedacht!“ — wiederholte Selbing — „bekenne!“

„Daran, daß das „römische Recht“ uns nur höchstens das sein sollte, was uns der Code Napoleon ist; so aber nehmen wir das, was uns einst die Römer vergebens aufzudringen suchten, freiwillig als Gesetzes-Grundlage an, und die Gesetze eines Volkes, dessen Verfassung und Kultur durchaus verschieden von der unsrigen, führen uns durch ihre oft tollen Vermischungen mit den Einheimischen in das Labyrinth des Pandektenscandals und der Commentatoren! Ist das nicht polizeiwidrig?“

Ein ungeheurer Jubel brach los; Hohenhorst aber schlang seinen Arm um den Nacken Hänischs und rief:

„Alter Freund, Jurist, Pandektenmensch und Gesetzeskünstler! Verlasse deinen Katheder und deine Hörsäle und docire lieber hier, im Kreise deiner Freunde und am Stiftungsfest des „Clubbs der Neune“, in wiefern du unserer berühmten Devise: „Rast' ich, so rost' ich“, nachgekommen bist.“

„Richtig! richtig!“ — sagte Hänisch — „Serviens ad legem: dem Gesetze dienend und Tag und Nacht

arbeitend und studirend; so habe ich es zur Anstellung als Universitätsprofessor gebracht!"

„Was in deinen Jahren außerordentlich viel ist!" — Alle gratulirten hier dem rechtsgelehrten Freunde, und Hohenhorst brachte ein „Hoch!" auf die Doctores juris utrisque aus.

Da man von Anfang an um die Reihenfolge des Sprechens gelost hatte, traf diese jetzt Höltring:

„Freunde", — sagte er — „und Sie, charmantes Frauchen, vor allen Dingen entschuldigen Sie, daß ich in Civil erschienen bin; aber ich bin des „Vorwärts!" — „Rückwärts!" „Rechts um!" — „Links um!" — „Richt euch!" — „Halt!" — „Marsch!" so satt, daß es mir unendlich wohl thut, hier einmal Mensch unter Menschen sein zu können. Mein abzustattender Rapport ist übrigens sehr kurz: auch ich habe redlich der Parole unseres Clubbs nachgestrebt, es aber — als Pechvogel — nur bis zum Oberlieutenant gebracht. In Friedenszeiten sind alle Soldaten, was im Sommer Oefen und Kamine sind!"

In diesem Augenblicke wurde die Gesellschaft durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, der, im Schweiße seines Angesichtes, den Berg rasch heraufgestiegen kam, eine telegraphische Depesche in der Hand tragend. Sie war an Hohenhorst gerichtet und lautete:

„Sämmtliche Mitglieder des „Clubbs der Neune" und ihre allenfallsig anwesenden Frauen sind auf das

Dringenste gebeten, bei ihrer Rückkunft nach Lorch die dort für sie bereit stehenden Wagen zu besteigen. Weiteres findet sich."

Das Staunen der Freunde war allgemein. Da man sich aber, verabredetermaßen, darauf gerichtet hatte, zwei oder drei Tage am schönen Rhein zu verweilen, und Frida ihr Kind bei ihrer Mutter gut aufgehoben und versorgt wußte, entschloß man sich, der räthselhaften Einladung Folge zu leisten. Höltring konnte dabei ein sehr zufriedenes und glückliches Lächeln kaum verbergen.

Nachdem Hohenhorst jetzt noch dem Ober-Lieutenant ein Hoch ausgebracht, erstattete Holzhausen noch einen Bericht über sich und Freund Flemming. Beide hatten in der That nicht „gerastet" und nicht „gerostet". Fleiß, Sparsamkeit, Glück und die Erheirathung sehr reicher Frauen führte sie, wie alle Anwesenden wußten, zu sehr beneidenswerther finanzieller Stellung.

Endlich kam nun auch Hohenhorst — da Storninghoff, zum Leidwesen und Aerger Aller, ausgeblieben war — an die Reihe.

Die Meisten kannten sein Leben; auch die mißlichen und peinlichen Verhältnisse, in die ihn Halam Steinau's rücksichtsloses Wesen hineingedrängt hatte, so daß er nahe daran war, sein ganzes Lebensglück scheitern zu sehen, obgleich keiner von Allen mit mehr Recht behaupten durfte, ihrem Motto, „Rast' ich, so rost' ich" treuer und eifriger Folge geleistet zu haben.

Man hörte dem Freund mit innigem Antheile zu; als er aber an jene Unglücksperiode kam, da flammte das empörte Rechtsgefühl mit einemmale in Häniſch ſo gewaltig auf, daß ſich derſelbe in fulminanten Demonſtrationen gegen dies „rechts- und polizeiwidrige Verfahren", wie er es nannte, ergoß, und nur der Umſtand, daß Freund Hohenhorſt als Dichter, — welchen juriſtiſche Behandlungen von Geldangelegenheiten ſtets eine fremde Gegend ſind, — vermochte ihn darüber zu beruhigen, daß Hohenhorſt Mr. Halam Steinau keinen Prozeß an den Hals geworfen.

Häniſch hatte die Sache ſo juriſtiſch ernſt genommen, daß es einiger launiger Citate Selbings bedurfte, um die alte Stimmung wieder herzuſtellen.

„Und wie kamſt du über dieſe ſchwere und trübe Periode deines Lebens hinaus?" — frug jetzt, die innigſte Theilnahme in Stimme und Ausdruck verrathend, Höltring, — „denn allem Anſcheine nach geht es dir jetzt doch wieder ſehr gut!"

Ein tiefes Roth — das indeß Niemand bemerkte — überflog hier Flemmings Antlitz. Hohenhorſt aber, von einer ſchönen Begeiſterung getragen, erzählte nun — Frida hatte ihr Köpfchen, verſchämt niederblickend, an ſeine Schulter gelehnt, — wie die Jugendfreundin ſeiner Frau mitten in dieſer Kataſtrophe, gleich einem Deus ex machina erſchienen ſei und, im Vereine mit ihrem vortrefflichen Gatten, ihm über alle Schwierigkeiten hinausgeholfen habe.

„Da fiel mir ein Berg vom Herzen!“ — sagte hier Hohenhorst — „aber ich wollte mich doch nicht wieder auf fremde Güte verlassen. Mein liebes gutes Frauchen umarmend, rief ich: „Rast' ist, so rost' ich!“ und nun ging es an ein doppeltes und dreifaches Schaffen; dabei betrieb ich meine buchhändlerischen Angelegenheiten mit ungetheilter Energie und so gelang es mir, mich so vollständig durchzuarbeiten, daß ich jetzt nicht nur Niemanden etwas schulde, sondern auch eine vollständig freie und ehrenhafte Stellung im Leben einnehme. Ich bin Dichter und Schriftsteller mit Liebe und Begeisterung, und glücklich, durch mein liebes, liebes Weibchen!“

Und Alle erfaßten die Gläser und es erschallte ein so begeistertes „Hoch!“ auf Hohenhorst und Frida durch die Lüfte, daß die Mauern der alten Burg zitterten und der alte „Burgherr“, gleich dem „steinernen Gast“ in Mozarts Don Juan, sein Haupt langsam aber freudig neigte.

Schluß.

Dem glücklichen Tage folgte ein schöner Abend. In der heitersten Stimmung stieg man den Berg herab, auf welchem die Burgruine lag; dann trug ein Kahn die muntere Gesellschaft über den still und majestätisch dahin fließenden Rhein, wobei man sich in allen möglichen Vermuthungen über die geheimnißvolle und räthselhafte Einladung erschöpfte, die der Gesellschaft auf telegraphischem Wege geworden und die sie nun erwartete.

Als sie sich Lorch näherten, fing der Abend schon zu verglühen an. Die Spitzen der Berge mit ihren Burgen glänzten in der Sonne letzten Strahlen wie lauteres Gold. Auch die Wipfel der Wälder waren vergoldet. Auf dem gewaltigen mächtigen Strome schwammen Kähne mit lustigen und singenden Menschen besetzt, — dazwischen brauste ein Dampfer vorüber und an den Ufern pfiff — bald rechts, bald links

— das nie ruhende Dampfroß, lange Eisenbahnzüge mit Blitzesschnelle dahin führend.

Hohenhorst hatte unbemerkt seine Schreibtafel hervorgenommen, um ein Gedicht zu vollenden, welches er schon bei der Herreise begonnen. Als dies die Anderen bemerkten, riefen sie mit Jubel:

„Vortragen!" — „Vortragen!"

Der Dichter kam dem allgemeinen Wunsche gern nach und las:

„Und wenn ich auch ziehe, mein Herz bleibt am Rhein!"

Was glänzt dort so prächtig in sonnigem Schein?
Das muß wohl mein Herzlieb, — der Rhein muß es sein!
Mir kündet's die Freude der klopfenden Brust,
Es fliegen die Pulse und tanzen vor Lust!

Gegrüßt mir, du mächtig, du prächtiger Strom,
Gegrüßt mir mit Felsen und Burgen und Dom;
Willkommen ihr Berge bepflanzet mit Wein,
Willkommen, willkommen, ihr Brüder am Rhein!

Es wälzen sich stolz deine Fluthen dahin,
Es thürmen die Felsen sich mächtig und kühn;
Es tönen verlockend, mit zaubrischer Macht,
Die Lieder der Lurley in sternheller Nacht.

Tief unten am Boden, am heimlichen Ort,
Da birgst du verschwiegen der Niblungen „Hort!"
Hoch oben die Wogen krystallen und klar,
Im Grunde der Nixen bewachende Schaar.

Von Burgen zu Burgen die Sage sich schwingt,
Aus Thälern und Klöstern Vergangenheit winkt;
Von Ufer zu Ufer, ob Wasser und Land,
Die Dichtung den Bogen, den farbigen spannt.

Kommt, füllt mir den Becher mit perlendem Wein:
Und wenn ich auch ziehe, mein Herz bleibt am Rhein!
Und wenn ich im Süden, im Norden auch bin,
So zieht mich mein Herz doch zum Rheine noch hin.

Jetzt trägt mich der Dampfer auf schäumender Fluth:
Wie Städtchen an Städtchen so lieblich dort ruht;
Wie blicken Ruinen so träumerisch drein;
Mein Herz ist zufrieden, — — mein Herz ist am Rhein!

Ein rühriges Leben, ein fröhlicher Sinn
Sie zieh'n sich an jeglichem Ufer dahin;
Dort schwanket ein menschenbeladener Kahn,
Hier brauset Schaum peitschend ein Dampfer heran.

Dort schnaubet am Ufer das feurige Roß,
Hier donnert im Echo ein krachend Geschoß;
Die Winzer erklimmen des Berges Geland,
Es winken die Mädchen mit kussiger Hand.

Und tief in den Thälern die lieblichen Seen
Die schäumenden Bäche von felsigen Höh'n;
Die Wälder und Felsen, so reizend versteckt,
Das lustige Echo, vom Waldhorn geweckt.

Kommt, füllt mir den Becher mit perlendem Wein!
Und wenn ich auch ziehe, . . . mein Herz bleibt am Rhein!
Und wenn ich im Süden, im Norden auch bin,
So zieht mich mein Herz doch zum Rheine noch hin!"

Alle dankten dem Dichter für seinen begeisterten Sang, und Jedem schien es, als sei er ihm selbst aus der Seele geflossen; Frida aber, die in dem Kahne Hohenhorst gegenüber saß, lohnte dem Geliebten mit einem leisen Druck der Hand und einem innigen Blick.

So ward das Ufer erreicht, und wirklich standen vor dem Gasthofe, in welchem die Meisten bei ihrer Ankunft eingekehrt — einige waren auch direct nach der Burg gegangen — drei elegante Equipagen mit Kutscher und Diener in Livrée.

Man staunte auf's Neue! Man frug die Diener, den Wirth, die Kellner nach dem Namen der Herrschaft, — nach dem Orte, wohin die Fahrt gehe? . . . Niemand wollte Auskunft geben; man wich höflich mit dem Bemerken aus: Jede Auskunft zu geben, sei ihnen verboten!

„Nun denn!" — rief Selbing — „so laßt uns mit dem Tempelherrn in Nathan dem Weisen sagen:

Hier hält das Opferthier ermüdet still.
Ich mag nicht, will nicht näher wissen,
Was hier vorgeht; will voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. Nun komm', was kommen soll!"

In höchster Spannung bestieg die Gesellschaft die Wagen und im Fluge ging es davon.

Es fing bereits zu dämmern an. Die Unterhaltung stockte, theils weil sich alle etwas ermüdet fühlten, theils weil Jedes sich in Gedanken mit der so räthselhaften Einladung und dem zu Erwartenden beschäftigte. Auch fuhr man ja getrennt.

So ging es wohl eine Stunde im gestreckten Trabe fort.

Die Dunkelheit war bereits angebrochen, als die Wagen plötzlich in eine Allee uralter Kastanienbäume einbogen und die Pferde langsamer gingen. Man schaute aus den Equipagen hinaus, umsonst! — — die Finsterniß war um so undurchdringlicher, als die riesigen Bäume wie ungeheuere Mauern an beiden Seiten des Weges in die Höhe ragten.

Dagegen erklang aus ziemlicher Nähe — von einem vortrefflichen Orchester ausgeführt — eine Art Siegesmarsch.

Jetzt hielten die Equipagen, man stieg aus und Alle standen wie versteinert; über dem Eingange eines schloßartigen Gebäudes erglänzten in einem riesigen halbbogenförmigen Transparente die Worte:

„Rast' ich, so rost' ich".

Zugleich trat ein schöner, vornehm aussehender Herr, in schwarzer Civilkleidung, die Brust mit verschiednen Orden geschmückt, unter das Portal, und

streckte den Ankommenden mit Herzlichkeit beide Hände entgegen.

Da tönte es wie aus einem Munde: „Storninghoff!“ „Storninghoff!“ und in der That, er war es, — der alte Freund, der den ganzen Tag über so schmerzlich Vermißte. Und er umarmte jeden einzeln von ihnen und drückte und schüttelte ihre Hände; doppelt freudig aber begrüßte er Frida, als sie ihm von ihrem Gatten vorgestellt wurde. Höltring hatte der Scene ruhig zugesehen; es zeigte sich also, daß er bei der Sache betheiligt war. Storninghoff hatte also auch den gastfreundlichen Empfang auf der Ruine, im Namen des Burgherrn, veranstaltet.

Von der Auflösung all des noch übrigen Räthselhaften, konnte indeß jetzt nicht die Rede sein, da Ueberraschung auf Ueberraschung folgte, von welchen immer eine die andere so gewaltig überragte, daß es den Freunden vorkam, als seien sie in einen Zauberkreis . . . in ein Zauberreich eingetreten.

Die dem Portale gegenübergelegene Flügelthüre öffnete sich und zeigte einen reich geschmückten, glänzend erleuchteten Saal, in dem sich eine kleine Gesellschaft, wie es schien sehr vornehmer Herren und Damen befand. An der Spitze der Gesellschaft aber standen zwei Damen, wovon die eine so lieblich, so reizend, so blendend schön war, daß es den Eintretenden fast dünkte einen Engel zu schauen.

Storninghoff aber trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte, sie den Freunden vorstellend:

„Aurora, Fürstin Andrychow-Huttingsfeld, meine Braut, die mit mir nur die Ankunft der Gesellschaft abgewartet hat, um hier — in der Kapelle eines ihrer Güter — die Trauung mit mir zu begehen!"

Jetzt aber versagte in der That den Freunden die Stimme; träumten, wachten sie? Wie? Storninghoff! ihr Jugendfreund, Hugo von Storninghoff der Bräutigam jener kleinen Gräfin Aurora von Huttingsfeld, jetzt Fürstin von Andrychow?

Da trat Höltring vor und, ihre Verlegenheit begreifend, präsentirte den Bräutigam als: „General von Storninghoff, Ministerialrath im Departement des Kriegsministeriums!"

Die Trauung war in der festlich erleuchteten Kapelle vorübergegangen; Hugo von Storninghoff war der Gatte seiner angebeteten kleinen Aurora von Huttingsfeld geworden. Im Heraustreten aus dem freundlichen Gotteshaus lispelte er der glücklich Lächelnden jenes Gedichtchen Hohenhorst's in's Ohr, das die erste Veranlassung zu ihrem gegenseitigen — damals noch so sehr kindlichen — Verhältnisse gegeben:

„Wie oft habt ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen!
Wenn, hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.

Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz zu schwül und bang
Ihr holden Schelmenaugen!

Ich weiß nicht, spracht von Liebe ihr,
Ihr holden Schelmenaugen!
Es war, als ob ein Himmel mir
Entzückt in's Herz wollt' tauchen.
O Aeuglein, Aeuglein, schließt euch zu,
Ihr nehmt mir sonst des Lebens Ruh',
Ihr holden Schelmenaugen!

Und doch! . . . o könnt' es möglich sein,
Ihr holden, Schelmenaugen!
Vielleicht seh' ich nur Neckerei'n
Aus eurer Tiefe tauchen.
Ach, wüßt ich dies, o Herzensnoth,
Dann gäb' ich mir gleich selbst den Tod,
Vor euch ihr Schelmenaugen!

Wie oft habt ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen!
Wenn hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.
Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!"

Aurora antwortete mit einem glücklich-dankbaren Blick, indem sie dem Gatten als Antwort in's Ohr raunte: — „Du bist mein Taggedanke und mein Traum. Meine Anhänglichkeit und Treue trotzen jedem Sturme des Schicksals. Ich schütze dich. Die Liebe muß

wagen; aber ihr Lohn ist süß. Ewig halte ich fest was ich einmal erkoren!"

Und er drückte ihr die Hand und wiederholte: „Ewig halte ich fest, was ich einmal erkoren!"

Die ganze Gesellschaft begab sich jetzt in den Speisesaal, in welchem sie eine prächtig gedeckte Tafel erwartete; bevor man sich aber niederließ, nahte sich Aurora mit der ihr eigenen bezaubernden Liebenswürdigkeit Hohenhorsts Gattin, die sie wie eine Schwester begrüßte und so zutraulich und freundlich ansprach, daß der — durch all die wunderbaren Vorkommnisse, die fremde vornehme Gesellschaft, die hohe Stellung des jungen Paares und all den Glanz und all die Pracht etwas Eingeschüchterten — ihr Muth und ihre sonst so selbstständige Haltung zurückkehrte. Gleichmäßig wußte die schöne Fürstin Frida und die Freunde ihres Gatten über die Verlegenheit zu trösten, daß sie wie Hohenhorst sich ausdrückte — hier wie Raben unter Paradiesvögeln aussähen.

„Es war der Wunsch meines Gatten!" — sagte die Fürstin — „Sie alle auf diese Weise zu überraschen und so müssen Sie nun auch ihm und mir die Freude machen, sich bei uns ganz sans gêne und wie zu Hause zu fühlen."

Aber die Ueberraschungen waren noch nicht zu Ende. Gegen Schluß der Tafel — die mit Recht eine fürstliche genannt werden konnte — erhob sich

Storninghoff, das überschäumende Champagnerglas in der Hand und rief:

„Meine Verehrten! Wie ich Ihnen bereits berichtete, hat heute der „Clubb der Reune“ auf der Burg am Rhein getagt, auf der er sich vor fünf Jahren zum letztenmale versammelt hatte, um sich heute wieder zu treffen und Rechenschaft davon abzulegen, wie er seiner Devise: „Rast' ich, so rost' ich!“ in jedem Einzelnen nachgekommen sei. Da ich verhindert war dort zu erscheinen, bat ich die Freunde zu mir; auf daß aber alles in Ordnung gehe, lud ich auch den alten würdigen Burgherrn, dem wir unser Motto verdanken, zu Gast' und er hat, Wort gehalten und ist erschienen!“

In diesem Augenblick ertönten von dem Orchester aus schmetternde Fanfaren, während zugleich eine, hinter dem Sprecher künstlich angebrachte, mit Blumen geschmückte Wand unsichtbar wurde. An ihrer Stelle aber zeigte sich der, auf das Täuschendste gemalte Denkstein des Burgherrn, als „steinerner Gast.“

Mit lautem Jubel empfingen ihn die Freunde und auch die übrigen Gäste stimmten ein.

Storninghoff aber fuhr fort:

„Freunde und Clubbmitglieder! Wenn nicht auf der Burg selbst, so laßt mich jetzt hier im Angesichte des Würdigen als ehrlicher Mann gestehen, daß ich unserer Devise nur wenig nachgekommen bin. „Hier

— und er ergriff dabei die Hand seiner neben ihm sitzenden neuvermählten Gattin der reizenden Fürstin Aurora und drückte einen leisen Kuß auf deren zierliche Fingerspitzen — „hier ist die liebenswürdige Fee, der ich alles zu verdanken habe was ich bin! Mit der Zaubergewalt treuer Liebe, hielt sie leitend und schützend, unsichtbar und in weiter Entfernung ihre „Feenhände" über mich und „rastete" nicht, bis ich Glückskind zu ihren Füßen und in einer Lebensstellung angelangt war, die zu erreichen, mir nie ahnen konnte. Erst in der letzten Zeit hat mich dies Glück an unser Motto erinnert und zum ernsthaft strebenden Manne gemacht. So gewährte mir denn auch des Kaisers Güte den Posten, welchen ich jetzt im Ministerium einnehme, und der mir Gelegenheit giebt, unser: „Rast' ich, so rost' ich" auch bei mir zur Wahrheit zu machen. Darauf hin, und zur Ehre des Engels, der mich dahin geleitet hat, dies volle Glas!"

Und die Gläser klangen und der schönen, reizenden Fürstin ertönte, unter jubelndem Tusch des Orchesters, ein begeistertes dreifaches „Hoch!" General und Ministerialrath von Storninghoff aber verharrte stehend zum Beweise, daß er noch etwas vorzutragen habe.

Ruhe trat ein. Alles war gespannt.

„Dem Verdienste seine Krone!" — sagte er jetzt in schöner, freudiger Regung. — „Es ist ein Freund unter uns, der, wenn auch ohne Aufsehen, tüchtig und

treu in der Erfüllung seines selbstgewählten Berufes war. Das Schicksal hatte ihn bis heute nicht begünstigt; aber es hat sich zur rechten Zeit noch besonnen und so wird mir denn heute — an unserem Feste — die Freude zu Theil zwei Kränze in seine Hände zu legen: den der Ehre und jenen . . . der gekrönten glücklichen Liebe!"

Die Freunde sahen sich erstaunt und erwartungsvoll unter einander an.

Der General aber nahm lächelnd von den silbernen Tellern, die ihm zwei Diener entgegenhielten, ein Papier und einen Kranz von Myrthen und Rosen.

Dann sagte er:

„Der, den ich meine, ist unser wackerer Höltring!" und ihm das Papier reichend — „hier, mein alter lieber Freund und Oberlieutenant, sendet dir dein Kriegsherr durch mich dein Patent als . . . Hauptmann von Höltring!"

„Und hier" — fügte die Fürstin bei, den Myrthenkranz ergreifend und ihn ebenfalls Höltring hinhaltend, — „nehmen Sie das Zeichen beglückter und beglückender Liebe und schmücken Sie damit Ihre schöne und liebenswürdige Nachbarin, meine theure, bewährte Freundin, Johanna von Auritz, deren Herz und Jawort Sie ja schon lange im Stillen gewonnen haben. Das Fest unserer Vermählung sei zugleich das Fest Ihrer Verlobung!"

Aber wie schmetterten jetzt die Fanfaren! wie

klangen die Gläser! wie drängte man sich zu wahrhaft von Herzen gehenden Glückwünschen! — wie freudig bewegt und wahrhaft seelenvergnügt war die ganze — aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte — Gesellschaft!

Der Morgen graute, als die Diener den Gästen mit schweren silbernen Girandolen nach ihren Zimmern leuchteten.

Hohenhorst und Frida waren indessen von all den Vorkommnissen des Tages zu aufgeregt, um sich sofort zur Ruhe begeben zu können. Sie öffneten die Fenster und ließen die erquickende Nachtluft einströmen.

Wie still und friedlich lag die Welt vor ihnen. Der volle Mond stand hoch am Himmel und goß sein Licht mit magischem Zauberscheine über Nähe und Ferne. Wunderbar schön dehnte sich vor ihren Augen das Schloß mit seinen geschmackvollen Gartenanlagen aus, an die sich, ernst und schweigend, die hohen Baumgruppen des Parkes und die langgestreckten Alleen der Avenue schlossen. Weit, weit in der Ferne aber zogen die Gebirge hin, an deren Fuß Vater Rhein seine grünen Wogen entlang rollte.

Und welche Ruhe nach dem lärmenden Tage! Leise nur rauschte ein kühles Nachtlüftchen durch die Blätter der Bäume und wie sich die Aeste und Zweige

gegen einander bogen, schien es, als lispelten sie sich freundliche Worte zu, oder erzählten sich Märchen und Sagen aus alten längst verschollenen Zeiten.

Und wunderbar goß sich diese Ruhe auch in die Seelen Hohenhorsts und Frida's. Aber das kaum hörbare Pulsiren der Natur ließ sie doch den Herzschlag der ewigen Liebe fühlen, deren sichtbare Verkörperung die Natur ist.

Leise umschlangen sie sich, beglückt zurückblickend auf die überstandenen Kämpfe, — beruhigt für die Zukunft und selig in ihrer gegenseitigen innigen Liebe.

Inhalt des dritten Theiles.

	Seite
Im Dom	1
Die Entdeckung	19
Vaterfreuden	41
Ein junger Jurist	55
Ein erlöschendes Licht	80
Rachegeister	92
Ein Blitz aus heiteren Höhen	121
„Verzage nicht!“	135
„Häßlich, aber gut!“	146
Nemesis	161
„Rast' ich, so rost' ich!“	175
Schluß	193

Druck von Otto Wigand in Leipzig.